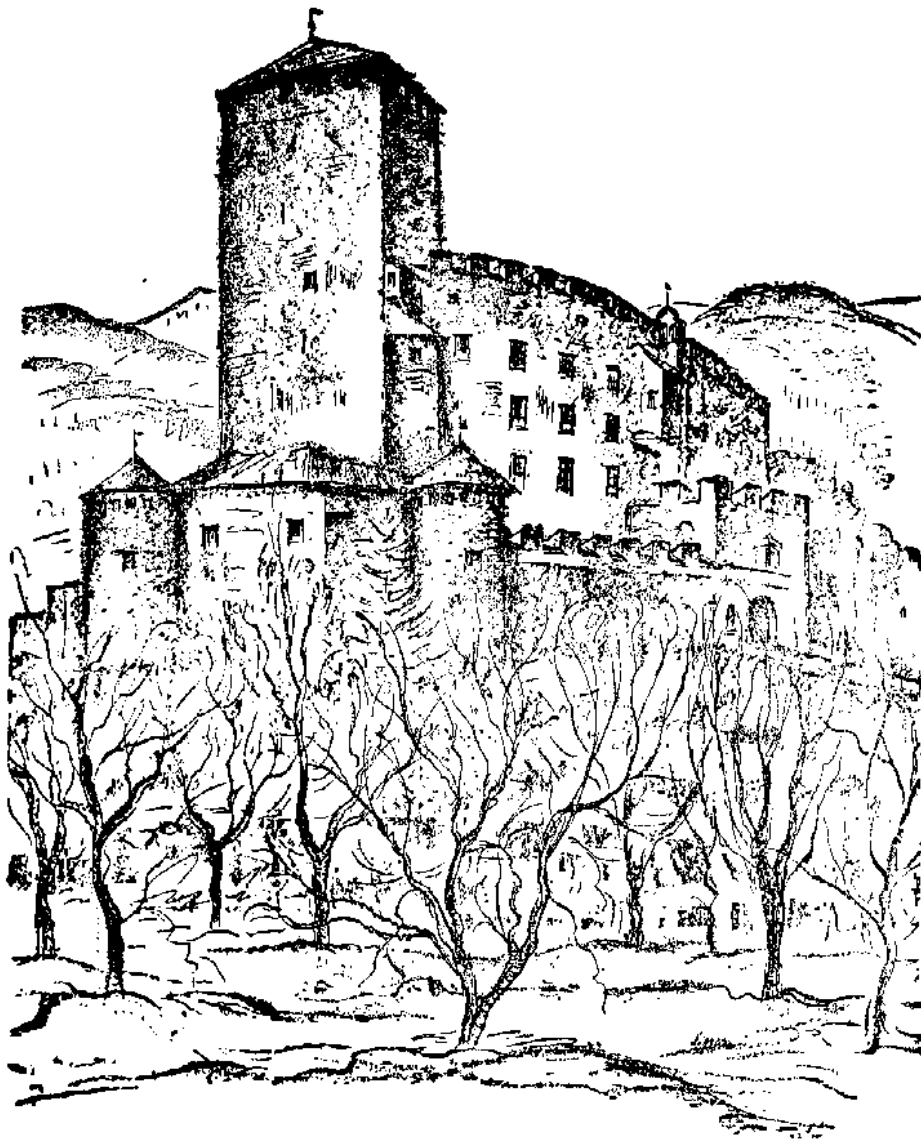


Öffentliche Heimatblätter



19. Jahrgang 1932.

Heft 11/12.

Redaktion: Schriftleiter Dr. jur. Wolther
 Feinlapp, Wien. Alle redaktionellen
 Beiträge u. Anfragen sind zu richten an die Schrift-
 leitung der „D. S.“ in Wien, Osttirol, Postfach 22.
Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschrif-
 ten und Sendungen, wie
 Neubestellungen, Adressenänderungen und Geldsen-
 dungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der
 „Wiener Nachrichten“, Wien, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (6
 Nummern) einschließlich
 Postzusendung und Verpackung, jedoch ohne „Wiener
 Nachrichten“ 4 Schilling, mit denselben 12 Schilling
 für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnum-
 mer 80 Groschen. Zur Beachtung: In Osttirol können
 die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit den „Wiener
 Nachrichten“ bezogen werden.
 Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Erfolg.

Inhalts-Verzeichnis:

Beda Weber. Zu seinem 75. Todestage. Von August Eigner, Wien. / Trauerrede auf
 den Stadtpfarrer Beda Weber, gehalten von dem damaligen Generalvikar, späteren Bischof Klein
 von Umburg im Frankfurter Kaiserdom 1858. / Keltische Ortsnamen in Osttirol. Von Isidor
 Gopsner S. J. / Zur Ortsnamenforschung in Osttirol. Von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien.
 Der Hochgasser (2922 m), ein vergessener Aussichtsberg. Von Dr. A. Stwis, München.
 Heiteres aus Matriei i. O. / Zur Trachtenkunde. / Heimatkundliche Literatur u. Kunst.

T i r o l e r
BAUERN-
Sparkasse

Zahlstelle Lionz (Bauernheim)

ist pupillarischer wie alle anderen Sparkassen und da-
 her für alle Einlagen, insbesondere zur Verrückung
 von Mandel-Geldern und Kauttionen bestens geeignet.
 Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

**HERDERS
 WELT-UND
 WIRTSCHAFTS-
 ATLAS**

Mit dem Statistikband
**DIE WELT
 IN MASS
 UNDZAHL**
 In Halbleder 42,50 Mark
 PROBE DRUCK BEIM BUCHHÄNDLER

➔ Inserate ➔ haben in den „D.S.“ großen Erfolg!

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Pressevereinigung; Drucker: J. W. Mahl (Hans Mahl); verant-
 wortlich im Sinne des Pressegesetzes Koop. Karl Mosler, Anras.

Osttiroler Heimatblätter

Beilage der „Lienzer Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

10. Jahrgang.

Heft 11/12

Beda Weber. Zu seinem 75. Todestage.

(Von August Eigner, Wien).

Als vor 75 Jahren am 28. Februar 1858 zu Frankfurt am Main der Stadtpfarrer P. Beda Weber die Augen für immer schloß, hatte eine „scharf vorspringende Kampfnatur voll Tatendrang und urwüchsigter Kraft“ ausgestritten. Ein langes, buntbewegtes Leben voll höchst verschiedenartiger Phasen war durchschritten. Beda Weber war Bauer, Schuster, Student, Mönch, Gymnasiallehrer, Kooperator, Parlamentarier, Zeitungsgründer, Stadtpfarrer, Domherr. Von seinem Leben und Streben als Mensch und Dichter verrät er in seinem Gedicht „Geständnis“:

Kein Ohr hat mir gelauscht,
Kein Aug den Schmerz entdeckt;
Wo Wind und Welle rauschet,
Hab ich ihn lang versteckt.

Die Sterne wollt ich reißen
Vom blauen Himmelszelt,
Zu weildern mit den heißen
Aufruhr der inneren Welt . . .

Ich rang die matten Hände
Hinüber mit Gebet,
Wo uns das Kampfesende
Aus en'gen Palmen weht. —

Beda Weber kam am 26. Oktober 1798 als der Erstgeborene eines Kleinbauern im Städtchen Lienz im Pustertal, also im heutigen Osttirol, zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen Johann Chrysanth. Schon der Vater hatte, von innerer Triebkraft des Talentes gedrängt, vergebens die Flucht aus der bäuerlichen Umgebung zu einer Bildungsstätte des Geistes versucht. Er wird uns als Frohnatur geschildert, die durch reiche Phantasie, Freude am Schaulieren, eine ergiebige satirische Ader und schließlich auch durch Lust am Versenachen auffiel.

Die Geburt Beda Webers fiel in das Heldenzeitalter der Tiroler und seine Jugend durchbrauften

Not und Sieg der heimatischen Befreiungskämpfe. Vielleicht lassen gerade deswegen die Wurzeln seiner flammenden Liebe zu Volk und Land von Tirol und seine felsenfeste Treue zu Oesterreich so tief in seinem Herzen.

Da der Vater sich an den Kämpfen begeistert beteiligte, nahm sich der Franziskanerprofessor Klemens Spiegelgraber, der damals Lehrer an der Lienz Normaltschule war, des talentierten Knaben an und wollte dessen Wunsch nach weiterer Ausbildung beim Vater durchsetzen. Allein dieser lehnte mit dem Hinweis auf die Unsicherheit der Zeit ab und so kam der kleine Johann zu einem Schuster in die Lehre und wurde nach drei Jahren Geselle. Da erwachte wieder das heiße Sehnen nach der weiten Welt und am Karfreitag des Jahres 1814 hatte Johann das Bündel geschnürt, den Wanderstock ergriffen und wählte eben der Heimat den Rücken kehren. Da begegnete ihm Vater Klemens, der mit ihm in das Vaterhaus zurückkehrte und beim Vater, in der Kriegslärm verhallt und der Friede wieder ins Land gezogen war, die Erlaubnis durchsetzte zum Eintritt in das Franziskaner-gymnasium in Bozen.

Wie recht man getan hatte, beweist, daß der Knabe trotz Privatstunden und trotz vieler, seiner Gesundheit schädlicher Veklie die sechsklassige Gymnasium in vier Jahren durchstudierte und noch dazu als Erster mit lauter Eminenzen.

Während dieser Studienzeit trat Weber im Sommer 1817 in das Kapuzinerkloster zu Bruneck. Allein der kränkelnde Körper ertrug die Anforderungen des strengen Ordens nicht und schon nach wenigen Wochen verließ er das Kloster wieder. Das Studieren und Lesen in den Nächten gefährdete Webers Gesundheit so sehr, daß ihn die Ärzte schließlich aufgaben. Sein Zustand besserte sich wohl wieder, in reiferen Jahren wurde er sogar wohlbeleibt, ab und zu kränkelte er aber doch, was oft ungünstig auf seinen Geist und sein Gemüt wirkte.

Im Herbst 1818 ging es über den Brenner an die Innsbrucker Universität, wo Weber wieder der besten Schüler einer wurde. Dabei unternahm er weite Fußreisen über Berg und Tal, um Land und Leute kennen zu lernen und seine Lunge zu bessern. Er vertieft sich in das Studium moderner Sprachen, von denen er später Französisch, Italienisch und Englisch vollkommen beherrschte, und mit viel Liebe in die Werke der deutschen Literatur.

Nun unterbrach er sein Universitätsstudium und zog sich in das Benediktinerstift Marienberg in Oberinntal zurück, wo er am 15. Oktober 1820 das Ordenskleid und zugleich den Namen des berühmten Kirchenlehrers Beda erhielt. Am 21. Oktober 1821 legte er die hl. Profess (die Klostergelübde) ab. Das Kloster genoss damals wegen seiner gelehrten Tätigkeit weiten Ruf.

Im Herbst 1821 kehrte Beda mit der Absicht, Theologie zu studieren und sich auf die Gymnasiallehrerprüfung vorzubereiten, auf die Hochschule zurück. Als die Innsbrucker theologische Fakultät wegen ihrer unmöglichen Lehrweise aufgehoben wurde, übersiedelte Beda 1823 an das theologische Seminar in Brixen.

1824 legte er zugleich mit seinem Ordensbruder und Tiroler Dichter Pius Zingerle mit bestem Erfolg die Gymnasiallehrerprüfung ab.

Am 18. September 1824 wird Weber vom Brixener Fürstbischof Karl Franz Grafen von Lodron zum Priester geweiht und feiert am 26. des gleichen Monats in seiner Vaterstadt Brixen die Priarty.

Bis Frühjahr 1825 finden wir ihn am bischöflichen Seminar in Trient, wo er sich für den Seelsorgedienst ausbildet. Dann kehrt er nach Marienberg zurück.

Aber wenige Monate nachher schon kam er als Hilfspriester in die nahe Pfarre Burgeis, wo er sich als Kanzelredner sehr beliebt machte. Die klangvolle Stimme und die Rednergabe des „frommen, bleichen Vaters“ wurden schon damals bewundert. Im Herbst 1826 fandte ihn sein Abt als Professor an das Meraner Stiftsgymnasium, wo er bis 1848 wirken sollte.

Schon auf der Innsbrucker Universität gehörte Beda Weber einem poetischen Vereine an, wo er zu seinen ersten Gedichten angeregt wurde. In diesem Verbaude finden wir weiters Pius Zingerle, Josef Streiter, Johann Schuler u. a. Man begeisterte sich für Bardenlyrik, ahnte aber auch die Göttinger Hainbändler nach, wie Webers „Tirolerlied“ beweist. Man beschäftigte sich sogar mit dem Pläne, einen neuen Tiroler Musesalmanach herauszugeben, und verwirklichte ihn schließlich. Vorher aber noch wurden einzelne Gedichte Webers im „Nationalkalender für Tirol“ gedruckt.

Im Sommer 1827 erschien mit der Jahreszahl 1828 der erste Jahrgang des neuen Musesalmanachs unter dem Titel „Alpenblumen.“ Ein Duzend Dichter, darunter Beda Weber, hatten sich dazu zusammengesetzt. Im 2. Jahrgang wuchsen vier neue

Mitarbeiter dazu, darunter Eduard von Bauernfeld; im 3. Jahrgang scheinen sieben neue Mitglieder auf, darunter J. F. Castelli. Im 1. Jahrgange ist Weber mit sechs, stark an Schiller erinnernden Gedichten vertreten; im 2. Jahrgange mit einer epischen Arbeit: „Hocheppan, Phantasien eines Wanderers“ und zwei Gedichten; im 3. Jahrgang nur mit der Fortsetzung von „Hocheppan“. In einem 4. Bande des Almanachs ist es nicht gekommen.

Es ist leicht begreiflich, daß sich in dem Dichter Beda Weber, der noch dazu Priester war, die Italiensehnsucht des Deutschen regte. Am Schluß des Schuljahres 1829 wollte er sie befriedigen, doch machte sich sein altes Brustleiden wieder bemerkbar; schließlich ist er aber doch im Juli 1829 in Rom. In den folgenden Jahren fährt er wiederholt nach München, um mit Görres und seinem Kreis gelehrte Verbindungen anzuknüpfen. Als Frucht der Romreise, die in Weber wieder den Theologen wachgerufen hatte, erschien 1833 „Johannes Chrysostomus. Sechs Bücher vom Christentum. Aus dem Griechischen von Beda Weber.“ Bald nachher beschäftigte er sich mit Leben und Dichtung Oswalds von Wolkenstein, doch schloß er das Werk nicht ab. Nebenbei schrieb er zahlreiche Abhandlungen über Tiroler Kunst- und Geschichtsdenkmale und fand bei seinem fieberhaften Suchen nach Urkunden auf Schloß Montan im Brixentale eine wertvolle Nibelungenhandschrift.

Da bekam Weber einen literarischen Auftrag: ein dreibändiges Werk über die Schönheiten Tirols. Mit beiden Händen griff er zu und vollendete die Arbeit in erstaunlich kurzer Zeit. 1837 erschien der 1. Band, 1838 der 2. und 3. Band des Werkes: „Das Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende.“ Das Werk hielt aber viel mehr, als der Untertitel versprach, weshalb es noch heute großen Wert besitzt. Die Kritik pries es als das beste Reisebuch seiner Zeit. „Das Land Tirol“ machte Weber zum bekanntesten und ersten Schriftsteller Tirols der damaligen Zeit. Es wurde ins Französische übersetzt. Weber selbst machte einen einbändigen Auszug daraus: „Handbuch für Reisende in Tirol.“

Kurz nach dem Erscheinen des dreibändigen Werkes erhielt Weber den Auftrag, anlässlich des Besuchs Kaiser Ferdinands in Tirol das „Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol 1838“ zu verfassen. Er entledigte sich dieser Aufgabe in knapp drei Monaten. Man muß staunen, mit welchem Geschick er sich der undankbaren Aufgabe entledigte, zahllose Festlichkeiten zu schildern, die eine der andern gleichen wie ein Ei dem andern. —

Immer wieder gestörte Gesundheit und Reibereien mit seinen Klosterbrüdern veranlaßten P. Beda, auf drei Jahre als Hilfspriester nach St. Martin in Passeier zu gehen. Die Taleinsamkeit und die häufigen Fußwanderungen, die die acht Bergschulen der vier Stunden im Umkreise messenden Pfarre notwendig machten, taten seiner Gesundheit sehr wohl. Hier schreibt Weber die Geschichte des Le-

bens und Wirkens der „Giovanna Maria della croce.“ Als das Buch vier Jahre später (1846) gedruckt wurde, erhielt Weber einen strengen Verweis der Zensurstelle, weil er diese umgangen hatte. Aus den Schriften der Johanna Maria vom Kreuze sammelte Weber mystische Gefühlsergüsse und fromme Betrachtungen und gab sie unter dem Titel „Büchlein heiliger Liebe und Andacht“ heraus. (1845.) In jener Zeit entstand auch: „Tirol und die Reformation.“ Aber Pässeier war auch für die lyrische Produktion von hohem Vorteil. Es entstand manches neue Gedicht. Mit den alten vereint, kam sie 1842 bei Gotta als „Lieder aus Tirol“ heraus. Beda Webers' keckvoller und gewissenhafter Biograph J. C. Waternell schreibt über diese Gedichte: „Der Leser der Lieder aus Tirol hat nur allzuoft das Gefühl, daß Bedas Dichtertalent viel größer ist als sein ästhetischer Geschmack und seine dichterische Durchbildung. Zwischen unvollkommenen Strophen finden sich solche, die eines großen Dichters würdig wären. In jedem Falle wird ihn die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts unter den Schülern Klopstocks und der Göttinger (wegen der Jugendgedichte), alsdann unter den bedeutenderen Schillernachahmern zu buchen haben; der Platz unter den religiösen Mystikern bleibt ihm ohnehin gesichert.“

Im Herbst 1841 mußte P. Beda wieder, vielstimmigem Rufe folgend, aus dem Pässeier, wo „sein Glück versteckt“ gewesen, ans Meraner Gymnasium zurück, wo er nun bis zum Sturmjahr 1848 blieb.

In diese Jahre fällt die Zeitungssehde, die als „der Sängerkrieg in Tirol“ in der Literaturgeschichte bekannt ist. Für Bedas Schaffen ist daraus als besondere Auktivpost zu buchen, daß zu seinen bisherigen Tätigkeitsgebieten: zu Dichtung, Wissenschaft und Schulwesen nun auch die Politik kam. Auf literarischem Gebiete beschränkte uns diese Zeit: „Meran und seine Umgebung oder das Burggrafentum in Tirol für Einheimische und Fremde“; „Das Tal Pässeier und seine Bewohner mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809“; „Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen“; „Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein“; schließlich: „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“. Neben diesen wissenschaftlichen Arbeiten vergaß Weber aber die schöne Literatur nicht. Er stellte die 1849 (ohne seinen Namen) erschienenen „Vormärzlichen Lieder aus Tirol“ zusammen.

Bevor wir uns in unseren Betrachtungen über Beda Webers' Lebenslauf dem Jahre 1848 zuwenden, müssen wir ihn als Lehrer am Meraner Gymnasium gerecht werden. Selbst seine Gegner gestehen ihm den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers zu. In geistreicher Manier verstand er die trockensten Gebiete genießbar zu machen. Gern führte er die ihm anvertraute Jugend in einen schattigen Wald, auf eine aussichtige Höhe, zog ein Buch heraus und las

mit wohlklingender Stimme ein Klünes Gedicht oder eine romantische Ballade vor. „Die Epheben taumelten ganz wohnetrunken nach hause, bewußten sich, edlere Sitten anzunehmen, und freuten sich schon wieder auf das nächste Mal.“ Nach zehnjähriger Tätigkeit zeichnete ihn die Studienhofkommission in Wien durch eine Remuneration von 60 Gelden aus. Sein Ruf war inzwischen so weit gedungen, daß man ihm 1833 und auch 1843 eine Lehrkanzel an der Innsbrucker Universität antrug, 1834 wollte man ihn für das Benediktiner-Exzeum in Augsburg gewinnen, 1837 für die Benediktiner-Abtei St. Ulrich in Bayern; 1843 machte ihm der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen den Antrag, als Studiendirektor nach Sigmaringen zu kommen, 1845 als Pfarrer, Dohant und Schuldirektor. Staatsminister Metternich, selbst Papst Gregor XVI. wurden in Bewegung gesetzt — alles vergebens. Immer sprach der Prälat von Marienberg ein starres Nein! —

P. Bedas Ansehen und Beliebtheit gingen so weit, daß er am 8. Mai 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde. Am 18. Mai traf er in Frankfurt ein. Er erhält dort die Aufgabe, eine der 15 Abteilungen zu konstituieren. Er erwartete sich viel von diesem ersten deutschen Parlament, doch bald erkaltete seine Begeisterung und seine Hoffnungen. Dennoch arbeitete er nach bestem Wissen und Gewissen im Interesse Oesterreichs, in der Kirchen- und Schulfrage, als Volksmann und nicht zuletzt als Deutscher mit. Für die Art und Weise seines Auf- und Eintretens erhielt er den Beinamen: der Abraham a Santa Clara der Paulskirche. Weber hielt während seines Frankfurter Aufenthaltes an verschiedenen Orten ganze Zyklen von Predigten und ern'te dafür vielen Beifall. Dies führte dazu, daß, als die Kaiser Vertreter nach dem Austritt aus dem Frankfurter Parlament in die Heimat zurückzuführen, einer fehlte — Beda Weber. Er war inzwischen Stadtpfarrer von Frankfurt geworden. In rascher Reihenfolge wurde er Domherr von Limburg, dessen Bischof auch der Oberhirte von Frankfurt war, bischöflicher Kommissarius, geistlicher Rat und Mitglied des Ordinariats in Frankfurt. Anfangs hatte diese Stadt Weber nicht recht gefallen wollen, allein nach und nach entdeckte er immer mehr, was ihn fesselte.

Eine schwere Bürde hatte P. Beda auf seine Schultern genommen. 13 Priester an 3 Kirchen standen unter seiner Leitung. Bald war er aber überall beliebt und man verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Die Frankfurter hätten durch Bedas Wahl zum Pfarrer den einzigen Vorteil, den ihnen das Parlament gebracht.“ Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Predigten, die ganz außerordentlichen Eindruck machten. Bei manchem Zuhörer fand es freilich wenig Beifall, daß er darin z. B. Goethe ehrenvoll erwähnte. Die Kanzelreden, die er einst in Tirol gehalten, erschienen nun 1851 als „Predigten ans Tiroler Volk.“ Ungemein vielseitig ist seine priesterliche und charitative Tätigkeit in Frank-

furt. Hierher gehört auch die Gründung eines Wochenblattes: „Frankfurter katholisches Kirchenblatt“, das bald über lokale Bedeutung weit hinauswuchs. Weber ging sogar noch weiter und machte aus der in Köln unterdrückten „Deutschen Volkshalle“ „Deutschland“, eine politische Zeitung größten Stils, die häufig zweimal erschien und das Kirchenblatt als Sonntagsbeilage aufnahm. Schon ein halbes Jahr später war der finanzielle Erfolg so groß, daß man der Druckerei eine lithographische Anstalt und eine ausgedehnte Verlagsbuchhandlung angliedern konnte. Als aber Weber, die Seele des Unternehmens, starb, stellte das Blatt nach einem halben Jahre sein Erscheinen ein. Die größeren Arbeiten, die Weber beistellte, erschienen 1858 als „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben.“

1853 brachte er die „Charakterbilder“ heraus. Sie enthalten seine Aufsätze aus der „Augsburger Postzeitung“ und den „Historisch-politischen Blättern“. Auch beschäftigte er sich mit einem (verloren gegangenen) Epos „Kloßhilde von Baiersberg“. Ein Abschnitt daraus „Amandus der Einsiedel“ erschien 1854 in Trunka's „Österreichisches Frühlingsalbum“. Daneben entstanden in jener Zeit nur wenige lyrische Gedichte, von denen er keines mehr veröffentlichte. Sein literarischer Nachlaß zerflatterte in alle Winde.

Diese vielseitige und umfangreiche Tätigkeit schädete natürlich Webers Gesundheit. Der Mainstadt naheliegende Bäder brachten weniger Erholung als manche Reise in die Heimat. Auf solchen tauchte wohl manchmal der Plan auf, für seine alten Tage in Tirol Ruhe zu finden. Allein das wenig rühmliche Verhalten des Stifles Marienberg bei der Abwahl des Jahres 1855 ließ diesen Plan in Bedas Sehnsucht gänzlich schwinden und so blieb er bis zu seinem Tode in Frankfurt.

Die letzte Aufgabe, die sich Beda Weber gestellt hatte, war die Restaurierung des Frank-

furter Domes, in dem so viele deutsche Künstler gewählt und gekrönt worden sind. Er sollte wieder dem Gottesdienste zugeführt werden. Doch ehe aber dieses Werk, das unglaublich viel vorbereitende Arbeit gab, vollendet war, starb Beda Weber am 28. Febr. 1858.

Ein arbeits-, aber auch streitreiches Leben hatte seinen Abschluß gefunden. Das Begräbniß war eine „sellene Huldigung von Liebe und Dankbarkeit“. Die Mit- und Nachwelt hat den verdienten Lohn und Dank nicht vorenthalten. 1847 wurden die ersten Mitglieder der neugegründeten Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt; Beda Weber war darunter. Der österreichische Kaiser hat ihm den Franz-Josefsorden verliehen. Nach seinem Tode erließen der Gemeinderat der Innsbrucker Universität und der Meraner Bürgermeister einen schwunghaften Aufschub zur Errichtung eines Beda-Denkmales. In Meran und Trient erinnern Straßenamen an ihn, sein Geburtshaus schmückt ein Bronze-Denkmal. In Frankfurt am Main gab Philipp Veit in seinem Altarblatt des Kaiserdomes einem der Apostel den Kopf Bedas, die Stadtgemeinde verewigte ihn in einem monumentalen Glasgemälde des Domes.

Diesem gefeiertsten Sohne der Stadt Trient widmete schon der erste Jahrgang der „Öst. Hbl.“ Aufsätze „Ueber P. Beda Webers Jugend und Studienzeit. Von Oswald v. Zingerle“. Abgedruckt aus der Ferdinandenums-Zeitschrift, 3. J. 44. Heft („S.-Bl.“ 1924, Nr. 3 u. 4, zusammen 5 Folienspalten); ferner brachte das 1. Heft 1928 eine Würdigung des Gefeierten durch den Marienberger Geschichtsschreiber Dr. P. Adalgott Schatz „Zum 70. Todestag“, (im Abdrucke vom St. Benediktusboten, Febr. 1928); das zweite Heft desselben Jahrganges der „Hbl.“ hat die erste Predigt Beda Webers, die er in Trient 8 Tage nach seiner Primiz am Rosenkranzsonntag 1824 gehalten hatte. In den „L. Nachr.“ 1916, Nr. 78 und 79, hatte Herr Kanonikus Pienberger über „Beda Webers Jugendzeit“ geschrieben.

Trauerrede auf den Stadtpfarrer Beda Weber, gehalten von dem damaligen Generalvikar, späteren Bischof Klein von Limburg im Frankfurter Kaiserdom 1858.

(Vorbem. der Redaktion.) Durch die febl. Vermittlung des Verlages Ferdinand Schönthng ist es uns möglich geworden, jene herrliche Leichenrede, die der damalige Generalvikar und spätere Bischof Klein von Limburg im Frankfurter Kaiserdom dem großen Trienter Bürger Beda Weber am 8. März 1858 gehalten, hat den Freunden der Heimatblätter bekannt zu machen. Dieses rednerische Glangstück, das ein edles und auch aus tiefem Freundesherzen geschaffenes Denkmal für einen großen Tiroler ist, verdient als historisches Dokument in den Östtiroler Heimatblättern festgehalten zu werden.

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Was der Prophet Isaiaß auf Befehl einer göttlichen Stimme gepredigt hat: „Alles Fleisch ist wie Gras, das verdorrt, und alle seine Herrlichkeit ist

wie die Blume des Feldes, die verwelkt, sobald der verkengende Windeshauch darüber hinweg“ — dieses an sich so erschütternde Wort muß uns mit besonderem Ernste mitten in diesem Trauergepränge vor den Geist treten, muß uns mit gesteigerter Bewegung erfüllen angesichts der entseelten Hülle, die wir binnen einer Stunde in die kleine Behausung versenken werden, die des Sterblichen letzter Anteil am Irdischen ist, muß uns schmerzlicher denn je ergreifen am Sarge des verehrten Mannes, dem ich jetzt durch die gebührende Anerkennung seines Lebens und Wirkens gleichsam vorweg einen schlichten Bergshameinnicht-Kranz um das Kreuz wünden soll, das auf seinem Grabe sich erheben wird als Bittg-

schaff höherer Hoffnungen wie als Merkzeichen für alle diejenigen, die forthin dem Dahingekleideten über der Gruft seiner Asche das Tränenopfer treuer Freundschaft und die fromme Fürbitte christlicher Liebe weihen wollen. Stand ja doch der Verbliebene noch im besten Mannesalter, schien ihm doch ein so reiches Maß von Lebensfülle verbleiben, entfallte er doch bis zum letzten Augenblicke seine gewohnte Berufstätigkeit, so daß wohl niemand ahnen konnte, dieser Mann, der in der ganzen Frische und Kraft seiner Stammesgenossen von weniger als Anein Jahrzehnt hiehergekommen, der hiesigen Gemeinde eine lange Reihe von Jahren vorstehen zu sollen schien, sei am letzten Aschermittwoch mit der geheimnisvollen Runenschrift des Aschenkreuzes dem lauernden Tode als nahe Beute bezeichnet worden, und schon nach der zweiten diesjährigen Fastenpredigt werde ihm der Weg von dieser Kanzel, deren Schmuck er leider allzukurz gewesen ist, werde ihm die Rückkehr aus dem Reichstuch, wo er so vielen geistlicher Vater geworden, auf das Sterbebett, auf die Totenbahre führen. Aber so ist es: die Sonne des Menschenlebens, wie hoch sie auch steige, einmal steht sie still. Und während der Sterbliche sie in der aus Adamskindern allen eigenen Selbsttäuschung noch im Jemite wähnt, hat sie sich bereits gesenkt. Immer länger, immer düsterer wird der Schatten, schon fällt er vorwärts, dem Wanderer in den Weg, verdunkelt ihm plötzlich den letzten Schritt, der Mensch strauchelt, fällt — es lag ein offenes Grab vor seinen Füßen! Er sinkt hinein, um für diese Zeitlichkeit sich nicht mehr zu erheben, sondern wieder zu Staub zu werden, aus dem er gebildet wurde (Gen 3, 19) nach dem Befehl der Welt, das da lautet: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und dann kommt das Gericht“ (Heb 9, 27).

Aber, Geliebte, wenden wir uns von dem niederdrückenden Gefühl der Allgewalt des Todes, das die Folie bildet zu der im Gehimmel der Welt so leicht überhörten Heilandsmahnung: „Wachet und betet, denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde“, zu dem erhebenden Gedanken, daß diese Allgewalt doch nur an das Vergängliche und Niedrige unseres Wesens reicht, daß über der Asche wackerer, tatkräftiger und gemeinnütziger Männer umgehoben wie gute Engel die Tugenden und Verdienste schweben und das gebrochene Gebein, den zerfallenen Staub heilig und ehrwürdig machen für alle Zukunft, daß der letzte Seufzer, das letzte Röcheln und Stöhnen, mit dem das brechende Herz das Unnatürliche der Trennung von Seele und Leib so tragisch bezeugt, überhört wird durch das tröstliche Triumphwort des Erstlings der Entschlafenen, der da als Sieger über Grab und Verwesung die Schlüssel des Todes und der Unterwelt in seinen Händen trägt — jenes Triumphwort: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben; von nun an, spricht der Geist, sollen sie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach“ (Offb. 14, 13). Und wie gerechte Ursache wir haben, an diesem Gedanken uns gerade bei dieser Sorge zu erheben, das mag ein

kurzer Rückblick auf das Leben und Wirken des Dahingekleideten bewähren. Im Ergüsse ihrer Erinnerungen erleichtern ja Trauernde ihr Herz, und der Beobachter lernt nicht allein den Mann kennen, sondern auch die Fügungen, wodurch ihm die Vorsehung zu dem gemacht hat, was er geworden und was er gewesen.

Stadtpfarrer Weber war am 28. Oktober 1798 zu Viers im Pustertale von frommen Eltern geboren und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Johannes. Seine Kindheit fiel mitten in die weltgeschichtlichen Erschütterungen jenes wilden Sturmes, der aus dem heftig bewegten Westen kommend, verheerende Wogen vor sich her trieb über unser deutsches Vaterland und die schönsten Länder Europas. Großes und Größtes erlag damals dem gewaltigen Andrang, tausendjährige Staatsgebäude riß die empörte Flut in den Abgrund, vermistete Tempel und Altäre, wälzte Kronen und Zephe neben den Trümmern stiller Mönchszellen dahin, um sie in tobenden Wirbeln miteinander zu begraben. Die Eltern bestimmten den Knaben zum Handwerk — aber Gott hatte ihn für ein Heiliglum vorgesehen. Er führte dem jungen Weber, wo der gerade im Begriffe stand, sich als Schuhmacher auf die Wanderung zu begeben, einen würdigen Franziskanermönch, der in der Schule seine reiche Begabung kennen gelernt und ihn liebgewonnen hatte, neuerdings wie von ungefähr in den Weg. Das Kriegsgetöse war in den Tiroldbergen eben verklungen und der Friede hatte begonnen, seine holden Segnungen wiederum auszubreiten über jene Länder, die am schwersten die Wucht der vorausgegangenen Stürme zu tragen, sich aber auch am heldenmütigsten dem Andrang entgegen gestellt hatten. Es gelang dem frommen Mönche — P. Clemens Spiegelgruber — im Verein mit der Mutter, den Vater zu bewegen, daß er dem immer reger gewordenen Drange seines Sohnes, sich dem geistlichen Stande zu widmen, endlich nachgab. Nach kurzem Vorbereitungsunterricht bei dem Franziskaner ging Johannes Weber an das Gynnasium zu Bozen, wo er die freundlichste und teilnehmendste Stütze in edlen Familien fand. Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog er als zwanzigjähriger Jüngling die Hochschule in Innsbruck. Dort legte der Verstorbene den Grund zu jener vielseitigen Bildung, deren äußerer Ausdruck es war, daß er mit seltener Gewandtheit ebenso in der Sprache Platos und Ciceros sich auszudrücken mußte, wie er der wohlklingenden Junge Dantes und Petrarkas kundig war und den Urtext der Psalmenlieder jener himmelgeheilten Harfe verstand, die Englands größter Lyriker in einem seiner erhabensten Gedichte so tiefhinzig unter die Sterne versetzte. Mit rastlosem Fleiße versuchte und erprobte Weber in Innsbruck seine aufergewöhnlichen Geisteskräfte im Studium des griechischen und römischen Klassizismus und der neueren, besonders deutschen Literatur, in der Beschäftigung mit der Geschichte und Völkerkunde, besonders aber in der Befassung mit der theologischen Disziplin, vorzüglich

der Papiertik. Aber all dem beherrschte ihn der Gedanke von dem „Einen Notwendigen“ so mächtig, daß er nach dem zweijährigen Aufenthalt an der Universität mit seinem Freunde Pius Zingerle, dem berühmten Dolmetsch der heiligen Poesien der Syrer, das stille Asyl des Klosterlebens in dem Tiroler Benediktinerstift Marienberg aufsuchte, wo er nach bestandnem Noviziate am 21. Oktober 1821 die Ordensgelübde ablegte und wie zur Andeutung seiner künftigen Leistungen jener großen Hymnisten und Kirchenchriftsteller Beda zum Patron erhielt, den die Kirche den Ehrwürdigen nennt.

Der Abt, die hervorragende Begabung und Strebsamkeit seines jungen geistlichen Sohnes wohl erkennend und für deren Fruchtbarmachung mit der dem Benediktinerorden von jeher eigenen Liebe zu den Wissenschaften väterlich besorgt, schickte Beda Weber sofort wieder nach Innsbruck und von da nach Trien, damit er dort in einem weiteren dreijährigen Studium unter der Anleitung bewährter Professoren den geistigen Aufbau vollendete, den er vor seinem Eintritte ins Kloster so rühnlich und vielversprechend grundgelegt hatte. Mit dankbarer Pietät erinnerte sich der Verbliebene im späteren Alter stets jener glücklichen Jahre und all der Männer, die sich damals der Ausbildung seines Geistes und Herzens angenommen hatten. Ein längerer Aufenthalt in der Bischöflichen Lehranstalt zu Trient im Jahre 1842 nach empfangener Priesterweihe gab dann seiner Vorbereitung auf die priesterliche Tätigkeit die letzte Feile. Nächstdem wurde er auf verschiedenen zum Stifte gehörigen Seelsorgsposten verwendet. Ueberall fand er die größte Anerkennung, überall gewann er die wärmste Anhänglichkeit und Liebe, namentlich durch seine ansprechende Tätigkeit, die er auch dann noch fortsetzte, als er von seinem Abte zur Gymnasialprofessur nach Meran berufen wurde, ein Posten, den er mit geringer Unterbrechung fast zwanzig Jahre lang auf das ehren- und segensvollste bekleidete. In den Anfang dieses Lebensabschnittes, in das Jahr 1829, fällt eine Reise Webers nach der ewigen Stadt, und jener erste längere Aufenthalt in den Heimatgesilden der Kunst und der Poesie, der so folgenreich für ihn geworden ist durch die unverwischbaren Eindrücke, die sein dichterisches Gemüt, sein plastischer Geist daselbst empfangen. Die Frucht der schönen Wahlverwandtschaft seiner Natur mit den gewonnenen Anschauungen war eine rege literarische Tätigkeit nach der Heimkehr. Ihr verdanken wir seine Uebersetzung der „Sechs Bücher des hl. Chrysostomus über das Priestertum“, sein später in Umarbeitungen erschienenenes, auch ins Französische überetztes Werk über „Das Land Tirol“, besonders wertvoll durch die Ursprünglichkeit, mit der der Verfasser den Stoff für die neueste Geschichte dieses Landes aus dem Munde der Beteiligten zu schöpfen gesucht hat, seine Schrift „Tirol und die Reformation in histor. Fragmenten“, sozusagen eine biogr. Galerie der merkwürdigsten Persönlichkeiten Tirols in jener Periode, sein Buch „Giovanna Maria und ihre Zeit“, ein unübertroffenes Meisterwerk der Hagio-

graphie, von dem ich ohne Beschämung werde gestehen dürfen, daß ich es nicht ohne Tränen zu lesen vermagte, seine Weihgabe „Blüten heiliger Liebe und Andacht“, die seine Vertrautheit auf dem mystischen Gebiete bezeugt — lauter Werke, die im Verein mit vielen anderen poetischen und prosaischen Erzeugnissen ihm einen ehrenvollen Rang unter den vaterländischen Gelehrten und einen rühnlichen Platz in der deutschen Literaturgeschichte der Gegenwart sichern, wie sie auch seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zu Wien und zu München zur Folge gehabt haben.

So vorbereitet und ausgerüstet fand ihn das Jahr 1848 als einen jener hervorragenden Männer, welche der Herr seiner Kirche nach Zeit und Bedürfnis stets gegeben hat und stets geben wird, damit sie als Träger einer höheren Kraft, als Zeugen einer höheren Weihe dastehen, nach einem tiefsinnigen Vergleiche den hohen Gebirgen der Erde darin vollkommen ähnlich, daß sie den verirren Wanderern die Ebene als Richtpunkte dienen, daß sie die Gewalt zerstörender Stürme brechen, daß sie in ihrem Innern die edelsten Metalle erzeugen, daß sie auf ihren Gipfeln die Wasser des Himmels sammeln, um sie an ihrem Fusse als befruchtende Bäche und Ströme in die Niederungen entströmen zu lassen. — Damals trat eine jener Katastrophen im Volksleben ein, mit welchen Gott zeitweilig Regierende wie Regierte daran mahnt, daß, wenn der Herr das Haus nicht baut, die Bauleute vergebens arbeiten, und daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nützlich sei und die Verheißung nicht bloß des künftigen, sondern aus des diesseitigen Lebens habe. Wie die Katastrophe, oder um mich richtiger auszudrücken, Gott mittels derselben den Verbliebenen aus dem fernen Meran in diese freie Stadt geführt hat, ist der hochanzehnligen Versammlung bekannt. Bald war der fremde Ordensmann der hiesigen katholischen Gemeinde nicht mehr fremd, sondern bekannt, sondern teuer geworden, sowohl durch seine freiwillige Tätigkeit als salbungsvoller Verkünder der evangelischen Wahrheiten als durch sein Verhalten in jener vielbewegten politischen Versammlung, in welche ihn das Vertrauen seiner Landsleute geschickt hatte — ein Verhalten, welches in richtigem Takte nach dem Spruche bemessen war: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, indem er eingedenk seines priesterlichen Charakters nur das Wort nahm, dann aber auch mit aller Ueberzeugungstreue, wo es galt, die höchsten Güter der deutschen Nation zu wahren, deren Einheit nach außen und deren Regeneration nach innen durch die Pflichttreue, ungesesselte Tätigkeit der Kirche. So wurde es denn schnell der allgemeine Wunsch der katholischen Gemeinde, als Nachfolger des im Jahre 1848 verstorbenen Stadtpfarrers Dr. Bohn, niemand anders als Beda Weber bestellt zu sehen, ein Wunsch, welchen das Domkapitel zu Limburg, unterstützt durch das Einverständnis eines hohen Senales und des hochwürdigsten Diözesanbischofs, durch Ernennung des Verlebten zum Domherrn und Stadtpfarrer von Frank-

fucht a. M. im Jahre 1849 bereitwilligst erfüllte.

Was aber Weber von da bis zu seinem am vorigen Sonntag so unerwartet erfolgten Tode als Pfarrer gewirkt, wie er achteinhalb Jahre lang einer Aufgabe entsprochen hat, die durch ihre unverkennbar großen Schwierigkeiten auch für die tüchtigste Kraft ihre mannigfachen Klippen hat, bedarf meiner Darlegung nicht, es lebt ja in den Herzen seiner trauernden Pfarrkinder, es wird mit verdientem Lobe anerkannt von den hohen Behörden, es bezeugt sich von selbst durch die gefegneten Erfolge bis in die späte Zukunft, die vor der Gegenwart das schöne Vorrecht hat, mehr des Verdienstes und der Tugenden bewußt zu bleiben, als der Mangelhaftigkeit, die allem menschlichem Tun und Wirken anhaftet. Ich erwähne darum kurz nur, wie der Vermögter als fleißiger Prediger auf der Kanzel, als unermüdlicher Seelsorger im Beichtstuhl, als stets bereiter Tröster am Krankenbett, seinem Amt in ungebrochenem Eifer auch dann noch vorzuleben fortfuhr, als Krankheit ihm seinen Wahlpruch zu verleiden suchte: „Kastlose Tätigkeit allein ist Leben“

ein Wahlpruch, der nicht treffender für ihn hätte sein können. Denn, geheimen Kummer zu lindern, entzweite Gemüter zu versöhnen, verborgene Not aufzudecken, den christlichen Sinn zu beleben, als furchtloser Zeuge zu eifern für Recht, Wahrheit und Tugend, die Herrlichkeit seiner Kirche zu feiern in Rede und Schrift, im Kreise seiner Gemeinde, wie auf dem weiten Gebiet der Publizistik, privatim wie öffentlich, das war bekanntlich das Element seines Lebens, war sein tägliches Tun. Eine Vermehrung der öffentlichen Gottesdienste, eine gesunde Steigerung des kirchlichen Lebens, Verbreitung guter Bücher als Mittel gegen die Seuche einer volksverderbenden Literatur, die Gründung einer Zweiggenossenschaft des dem sozialen Elend so wohlthätig steuernden Vinzenzvereins, die Vereinigung christlicher Frauen und Jungfrauen zum Zweck treusorglicher Wahrnehmung der Gerichte für den heiligen Dienst — das und noch vieles andere wird der künftigen Generation aufs beredteste sagen, welche einen Seelsorger die katholische Gemeinde Frankfurts von 1849 bis 1858 zu besitzen das Glück gehabt hat.

Und sollte jemals ein späteres Geschlecht undankbar vergessen wollen, welche reiches Verdienst mein hochverehrter tiefbetrauerter Freund und Kollege Beda Weber um den Ausbau des geistigen Gottestempels in dieser Gemeinde gehabt hat, dann würde dieser steinerne Tempel sein Andenken wirksam in Schutz nehmen. Dann an der herrlichen Herstellung desselben in der reinen Urform, wie sie aus dem Geiste des sinnigen Baumeisters hervorgegangen war, unter Beseitigung der hölzernen Bühnen, die eine vergangene kleinliche Zeit in den majestätischen Gottestempel hineingebaut hatte, als sei ihr der Raum zu groß für ihren Aem und ihre Begeisterung, unter Wiedereröffnung der Ganzheit der weiten Hallen mit den himmelanstrebenden und doch so schlanken Pfeilern und den kühnen, nur durch Druck und

Gegendruck in der Schweben gehaltenen Gemälden, unter dem Neubau oder der Restauration stiftgerodeter Altäre und kunstgerechter Denkmäler — an dieser Wiederherstellung hat der Verstorbene ein großes, ganz wesentliches Mitverdienst. Nachdem nämlich die Behörden dieser freien Stadt mit dankbar zu rühmender Liberalität die Fonds zur Bestreitung der Kosten einer notwendigen Restauration des Domes bewilligt hatten, war es Weber, der mit Hilfe hoher Fürsprache in Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich Allerhöchsten Gönner und Förderer des Malernehmens gewann. Er brachte im Kaiser die hochherzige Entschliesung zur Reife, wie kurz zuvor dem Speerer Dom, so auch der hiesigen Gemeinde reichliche Mittel zur Ausführung einer weitgehenden der historischen Bedeutung des Domes als ehemaliger Wahl- und Krönungskirche der Kaiser des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation würdigen Restauration mit einer Großmut zu bewilligen, die an die kirchliche Begeisterung und Opferwilligkeit längst vergangener Jahrhunderte erinnert und eines Enkels der Nachfolger Karls des Großen und Heinrichs des Heiligen so würdig ist. Indem ich aber in gehobener Stimmung dieses unmittelbar vor unserer Anschauung stehenden Verdienstes des Verstorbenen gedenke, dünkt es mir, als ob dasselbe es als eine besonder bemerkenswerte Fügung erscheinen lasse, daß das so geistvoll komponierte, die Seele des sinnigen Beschauers als eine schweigende Musik anmutende Bild dieses Hochaltars infolge einer göttlichen Inspiration des Malers, unseres berühmten Philipp Veit, in dem Antlitz eines der Apostel die Züge des Verstorbenen gibt und so sein Porträt allen jenen aufbewahrt, die der sich mehr und mehr vollendenden Restauration dieses Domes in den kommenden Zeiten sich freuen werden.

Möge diese schöne Fügung zugleich die tröstliche Vorbedeutung und Bürgschaft dafür sein, daß Gott der Herr seinen Diener treu erlunden hat in dem Werk, das er ihm an dieser Kirche zum Frommen der Gemeinde aufgetragen hatte, daß er den Ruhm, welchen die immerhin dem Irrtum und der Täuschung ausgefakte Menschenzunge spendet, mit seinem einzig gültigen Lobe bestätige (2 Kor 10, 18), daß er die Worte, die der Jünger seiner Liebe in heiliger Entzückung vernahm, auch dem Verstorbenen gelten lasse — die tröstlichen Worte, die ich im Eingang meiner Rede schon erwähnte: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Von nun an werden sie ruhen von ihren Mühen, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“

Ja, du teurer Dahingegangener! Ruhe nun aus von deinen Mühen, gesüßigt von deinen Werken, die als bleibende Ausfaat des Heiles in dieser Gemeinde stets fortgrünen mögen in fröhlichem Wachstum und blühendem Gedeihen! Dein Gedächtnis bleibe in dankbarem Segen erhalten für und für bis in die späte Zeit! Deine entfesselte Hülle schlummere sanft unter dem schmerzgliedernden Schatten des heiligen Kreuzes! Deine Seele wurde genährt mit dem Taue

des Paradieses! Dein Geist sei empfohlen mit inniger Zuversicht in die Hände deines Heilandes, des obersten Hirten der Seelen, dessen treuer Diener du bist zum letzten Atemzuge gewesen bist! Er, der Allbarmerzige, der zwar selbst an den Engeln Fehler und Makel findet, aber auch weiß, daß wir schwache Geschöpfe sind — er verleihe dir dereinst eine fröhliche Urständ, nachdem du als guter Kriegermann dein Leben für seine heilige Sache auf der Wulstalt geist-

ten hast. Dazu wollen wir dich nun einsegnen im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Das wollen wir erstehen durch die fromme Fürbitte, mit der wir jetzt den schweren Schmerzengang zu deinem Grabe antreten wollen. Ihn müssen wir tief betrübt deinen Leib überlassen, dein Geist wird stets in unserer Mitte bleiben und immer fortleben in unseren Herzen. Amen.

Keltische Ortsnamen in Osttirol.

Von Jthor Gopfner S. J.

Ein erster Blick auf die Karte von Osttirol läßt erkennen, daß hier dormal einst keltische Volksstämme hausten. Nun muß man sich erinnern, daß eine doppelte Keltentwelle über unser Gebiet ging. Die erste folgte dem Gang der Sonne und ist schon vielleicht 800 Jahre vor Christus anzusehen: das sind die Wanderungen der Gemeinkelten. Die zweite ist eine rückläufige Welle und etwa 400 Jahre später anzulegen: es ist der Zug der Gallier über die Alpen, über den Balkan, über den Hellespont nach Kleinasien, wo sie ein eigenes Gemeinwesen gründeten, Galatien. Der Hauptunterschied zwischen der Sprache der Gemeinkelten und der Gallier bestand darin, daß die Gallier das ursprüngliche *q* der Gemeinkelten zu *p* verschoben. Für equus 'Pferd' sagten sie epos. Die meisten keltischen Namen Osttirols scheinen der älteren Periode, etwa von 800—400 v. Ch., anzugehören. Es läßt sich das schön zeigen an Namen der Hauptsiedlung dieser Gegend, an Aguontum (auch Acontum). Die etwas ältere Form wird Aquantum gedeutet haben, vom kelt. (und lat.) Wort aqua 'Wasser' gebildet mit der freilich helleneren Endung — antum. In Südtirol erscheint ein Acontum (von ara 'Ache') und in der Schweiz ein Taurontum, heute Triens in Graubünden. Beides sind sichere Keltierwörter. So auch Aguontum. Vielleicht hat hier aqua den Stamm vom lat. aquae Heilwasser, weil die Gegend reich ist an warmen Quellen, und die waren es nebst den Metallschätzen der Erde, die es den Kelten überall antaten. Da also hier das *q* nicht zu *p* verschoben ist, kann der Name gallisch nicht sein.

Wie die Fälsche die tiefsten Furchen in das Landschaftsbild graben, so haben sich auch ihre Namen tiefer als alle anderen erdkundlichen dem Gedächtnis der Menschen eingegraben. Das gilt auch hier. Also:

1. Osttirols keltische Flußnamen.

Dravos 'Drau'. Strabo 4, 6, 9 erwähnt in dieser Gegend einen Fluß Duras, worin das Schluß-s auf die Rechnung des Griechen kommt. Es ist der vielverbreitete Flußname Dura 'Wildbach' (von du 'bähe' und ara 'Ache'). Von Dura ist durch Zusammensetzung mit avos 'Fluß' das Wort Duravos, zusammengezogen Dravos 'Wildstrom' gebildet, ganz so wie aus Sara im Saar-gebiet Saravos. Es ist dasselbe wie wenn wir im Deutschen statt Rhein Rheinstrom sagen. — Die

Nebenflüsse der Drau sind:

1. **Licos**, heute die Gail. Ihre Anwohner hießen Ambilici, wie die Anwohner der Drau Ambidraui (ambi — kelt.). Licos ist auch der Name des Lach und wird von Holder in seinem 'Altkeltischen Sprachschatz' mit 'Steinbach' übersetzt. Mit Licos hängt zusammen Loucium im Reisehandbuch des Antoninus, aus Licortium zusammengezogen Gailanwohner-Ort. Er wird außerhalb unsres Gebietes gesucht, im nahen Mauthen. Aber vom selben Flußnamen und ganz ähnlich gebildet ist Lionza 'Lienz', aus älterem Licontia. Darnach ist Lienz eine Gründung von Gailtalern. Man erblickt darin die Wanderung von Osten nach Westen. Auffallen wird nur der Schwund des *k* in Loucium und Lionza. Allein es handelt sich hier um die Lautgruppe *ie* + Selbstlaut, die ihren besonderen Weg ging. Sie war in Aicanos Rhein, Aiconas Lienz, Bricones Brionex (Rienzanwohner), Lioni Leuni Lachanwohner usw.

2. **Devona** i. J. 1329, heute Debant, schon von Untersfordner im 'Ferdinandeum' richtig erklärt und von Brandenstein als keltisch erkannt. Es ist voranzusehen die Form Devina und dies ist die Verkleinerung zu Deva; Deva heißt aber zunächst die Göttliche (Ache) lat. diva. Das Wort, in vielen kelt. Flußnamen erscheinend, wird auf Heilquellen angewendet, offenbar weil man in ihren Wirkungen etwas Göttliches erblickte. Der Name mag innerlich mit Aquantum zusammenhängen.

3. **Isala**, heute Isel. Das keltische Wort isea 'Wasser' hat man als eine Weiterbildung der Wurzel is angesehen und von diesem is sind wohl 20—30 kelt. Flußnamen gebildet, so auch Isala. Die volle Form Isula ist die Iffel in Holland; es ist aber dasselbe wie Isala 'Wässersche'. Von Isula wird dann noch einmal verkleinert Isulica gebildet, im Wenzfall Isnikana; so mag die Sillgaur ursprünglich gedeutet haben, die spätere Sill, das Bäcklein bei Sillionum (auch Silliaum) = 'Sillgaur'.

Am beachtenswertesten ist vielleicht der Flußname Schwarzach im Deferegental. Das ist die Uebersetzung des kelt. Nomen Dubara (von dubas 'schwarz'), wie die Ache einmal geheißen haben muß. Denn Defereggan hieß einmal Dubaricon, Tuberecke, Dofrichk, Tuferecke. Val. Hirtner, der

sich um die Namen Östtirols die meisten Verdienste erworben, hat das Wort als keltisch erkannt, führt ihn aber auf das „Quelle“ zurück. Daß eine Uebersetzung des Keltischen in Schwarzach vorliegt, wirft ein helles Licht auf die Besiedlung durch die Deutschen. Man scheint sich gegenseitig noch etwas verstanden zu haben.

2. Östtirols keltische Dorf- und Talnamen.

1. Anras (=us moars), heute Anras oder Andras: Es ist die schönste Keltensform, die ich in Tirol gefunden habe, aus ana ‚Sumpflach‘, ara ‚Ache‘ und as (langes a, lat. os) ‚Mund, also ‚Seebachmünd‘, weil an der Mündung eines Seebaches, heute Margaretenbach, gelegen.

2. Challes, Chaldes, Kals. „Lautlich und schließlich auch begrifflich läßt sich gegen einen Anseh altkeltisch caldis ‚Holz, Wald‘ schwerlich etwas einwenden“ (B. Hintner, Beiträge z. Tirol. Namensforschung). Der Stamm des Wortes, dessen Ableitung Caldis ist, heißt caldet, ‚Holz, Wald‘; er entspricht dem nahen St. Johann im Walde.

3. Lavant, früher Lavanus (wohl eher Lavanon), Lavans, auch von Brandenstein als keltisch erkannt. Der Name kommt von lavo = ‚Wasser‘ (Stokes-Bezzanberger, Urkelt. Wortschatz), verwandt mit lat. lavare ‚waschen‘. Dies Keltenswort scheint nur für Heilwasser verwendet worden zu sein. Es ist in manchen Tiroler Ortsnamen vertreten, so in dem Namen der Rämestation Sub-lavian(e) vielleicht das Bad Dreikirchen unter Seben, und in Lavoion (lav | ara) in Südtirol. Hier ist das Bad Jungbrunn, das eine freie Uebersetzung von Lavant ist.

4. Medaria (so bei Paulus Diaconus, in seiner Langobardengeschichte), heute Windisch-Matrei, wird von Brandenstein als illirisch bezeichnet wegen des Ausgangs -eia wie in Moreia und Celeia. Aber Holder, Alt. Sprachschatz, hält die Endung für keltisch. Hintner glaubt, es sei nicht dasselbe Wort wie Matreio Matrei im Wipptal; aber sein Bedenken scheint mir nicht begründet zu sein. Jedenfalls ist er auf der richtigen Spur, wenn er an den Flußnamen Matara (von mata ‚Berg‘) denkt; Matareia hiesse dann ‚Bergbachtal‘, da die Wörter auf -eia, verwandt mit -arum, ein größeres Gebiet, einen Bezirk, ein Tal ausdrücken. Die Gleichheit der beiden Namen wird um so wahrscheinlicher, da auch im Wipptal ein Sillbach und ein Isel (Berg) erscheinen, also eine Dreifaltigkeit von Namen Matrei, Sill, Isel — die höchstwahrscheinlich gegenseitig beeinflusst sind. Gehören sie den Germanen, nicht den Galliern an, dann dürften die Namen in Östtirol für die in Nordtirol vorbildlich gewesen sein.

5. Tylliacum, Tillyach, ital. Ceramato. Der Name kommt vom kelt. tul ‚Hügel‘, griech. tyle; Tylliacum heißt dann der Hügelgau, das Hügelthal. Es hat seinen Namen vom „eiförmigen Hügel, der sich über die Halde bei Obertillyach erhebt“ (Staffler).

Das ital. Wort besagt dasselbe, denn cerine bedeutet eine Schwulst, ein Polster, ein Kopfkissen. Längs der Drau wären noch manche andere auf -ach endende Namen zu prüfen; aber da mit deren alte Formen zu wenig bekannt sind und weil man ohne die alten Formen in die Irre geht (vgl. K. Maister IX. 54), so übergehe ich sie.

6. Birgen, Birga: kam trotz des Gleichklanges nicht das lat. virga ‚Rute‘ sein. Am Rhein erscheint eine Göttin, des Namens Beroua: das heißt: „die am Rhein“; denn Ricanus war der alte, nicht gallische Name für Rhein (gall. Renus) und ve ist Wurmwort: ‚am‘. Ber(j)enna mag auch die ursprüngliche Form unseres Talnamens gewesen sein. Rica heißt Furche, Graben, und Bericana heißt der Ort am Graben oder auch Obergrabendorf. Das i in der ersten Silbe wäre dann vielleicht als Umlaut anzusehen, beeinflusst vom unterdrückten i in der folgenden Silbe. Das weiter unten liegende Dörflein Bergain, volle Form Berikina, ist wohl das Verkleinerungswort zu Birgen, also ‚Kleingrabendorf‘.

Damit wären die allerwichtigsten Ortsnamen kelt. Ursprungs erklärt. Die kelt. Namengebung entspricht genau der unsern „Kulturnamen“, die sonst neben den „Naturnamen“ auftreten, sind hier nicht vertreten, man müßte denn etwa Debant und Lavant als Bäderorte ansehen. Auffallend ist, daß von Agunt n. Wissens in keinem Ortsnamen irgendwelche Spur hinterblieben ist. Und doch war Agunt, das jetzt glorreich immer mehr aus seinen Trümmern ersteht, einmal die Königin des oberen Drautales d. h. des heutigen Östtirol. Von ihr aus zählten die Römer ihre Meilensteine nach Westen bis an Norikums Grenze und nach Osten. Von Hunnen und Goten und Langobarden zerstumpft, blieb es im 6. Jahrhundert dennoch ein Bischofsitz, dessen Bischof Arnon als episcopus Avoriensis und Avancienfis, dem Patriarchen von Aquileia bzw. von Gradus unterwürdig war, sogut wie St. Ingenuin von Seben. Die beiden neuen Namen sind auch deswegen beachtenswert, weil sie den alten Namen Aguntum unschmelzen; denn avon (im Namen Dra-avos) und avora sind jüngere Formen für den Begriff aqua in Aquontum. Mögen fernere Ausgrabungen noch mehr Licht werfen auf die mannigfachen Fragen, die sich um die Königin des Ostens ranken.

Hier folgen die erklärten Namen mit deren Uebersetzung nebeneinander:

Agunt = Woffergau; Anras = Seebachmünd; Debant = Badenbach; Defereggan = Schwarzbachtal; Drau = Wildstrom; Gail (Lech) = Steinbach; Isel = Kleinwassertal; Kals = im Wald; Lavant = Bädendorf; Lieng = Gailtalort; Poncium = Gailtalstadt; Matrei = Bergbachtal; Sill = Kleinsil; Silvan = Sillgau; Tillyach = Hügelthal; Bergain = Kleinbirgen; Birgen = Obergrabendorf.



Zur Ortsnamenforschung in Osttirol.

Von Dr. Wilhelm Brandensteln, Wien.

Irrtümer fordern oft mehr als Wahrheiten! Dieser Satz hat sich wieder einmal in unserem Gebiete bewährt, da wir die außerordentlich interessanten und tiefgründigen Ausführungen des Herrn Koop. Karl Maister in den „Ostt. Hbl.“ 1932, S. 54 ff. einem doppelten Irrtum verdanken. Mir war gelegentlich die Behandlung der beiden Namen Klanns und Glanz (bzw. Glanzerberg) ein Hörfehler unterlaufen; ich glaubte in Matrei zu hören, daß die beiden Namen gleich ausgesprochen würden; Maister hingegen glaubte, daß ich die beiden Ortslichkeiten für identisch halte. Inzwischen mangelt es mir durchaus nicht an der nötigen Ortskenntnis. Auch die Namen habe ich fast immer an Ort und Stelle erhoben; denn ich weiß genau, wie unzuverlässig die Karten sind^{*)}. Insbesondere in unserem Gebiete! So möchte ich jeden von der Schreibung „Abrederkopf“ dringend abreden, da er ein *Abreckerkopf* (=Schußbretterkopf!) ist. In einem Fhurnamen bei Kals scheint sich ein gewisser „Pfarrer Klesch“ verewigt zu haben; inzwischen heißt die Gegend Pfaraglesch, d. i. fore ecclesia „außerhalb der Kirche“!

So wie Maister meine Ausführungen nicht nur kritisierte, sondern vor allem förderte, ebenso möchte ich mich nicht so sehr streitlustig zeigen, als vielmehr aufbauen helfen und einiges zur Klarstellung beitragen, soweit es die Ortsnamenkunde betrifft.

Die Illyrer.

An Hand von Ausgrabungen können wir eine varkeltische Kulturwelle verfolgen, die von Lausitz in Schlesien ihren Ausgang nimmt und durch den Alpenzug in zwei Hälften geteilt wird. Die eine Welle verbreitete sich zunächst am Südsüdhang des Alpenhauptkammes und drang z. B. bis ins innerste Fingental. Die Ausbreitung dieser Kultur deckt sich mit der Verbreitung gewisser Orts- und Flußnamen, die ebenfalls varkeltisch sind. Da die Schöpfer dieser Namen vermutlich Illyrier sind, hat man in ihnen auch die Träger jener Kultur gesehen. Sprachlich besteht nahe Verwandtschaft mit dem alten Benetischen und dem heutigen Albanischen.

Dem derzeitigen Stande der Forschung gemäß müssen wir nicht nur Matrei für illyrisch erklären, sondern auch *De w a n l b a c h* (da die urkundlichen Formen auf ein *debina* hinweisen, die Erdung = *ina* aber illyr. ist (vgl. *Malontina*, = *Maltenbach* in Kärnten). Auch der Name der Drau wird jetzt den Illyriern zugeschrieben; sie wird übrigens schon von Plinius (+ 79) als *Drausus* erwähnt.

^{*)} Eine Ausnahme macht die Blocknerkarte des Alpenvereins, die erste Karte, deren Namengebung nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgte und von Fachleuten erhoben wurde. Selber beharrt das Kartographische Institut in Wien auf dem *Osttirolismus*.

Die Veneter.

Von ihnen besitzen wir eine Anzahl von Schriftdenkmälern (Grab- und Weisinschriften). Ihr Verbreitungsgebiet ist Norditalien (Padua). Schon deswegen ist es unwahrscheinlich, daß sie sich einstweilen in Osttirol ansäßig gemacht hätten, abgesehen davon, daß wir dann Geschriebenes finden müßten. Der Name *Venediger* ist umsoweniger ein Beweis, als er außerordentlich jung ist und nur eine städtische Uebersetzung des gelehrten montes *Venetici* zu sein scheint, d. h. der „Windischen Berge“ bei *Windisch-Matrei*. Der Name „Windisch“ selbst ist kein Beweis für die Venetier, da *Hyon* im althochdeutschen mit *Winda* alle Slaven bezeichnet wurden, u. zw. zu einer Zeit, wo noch keine Deutschen sich in Osttirol aufhielten.

Die Kelten.

Ihnen wird die sogenannte *Laténe-kultur* zugeschrieben. Von ihnen haben wir aus dem Altertum etwas mehr Nachrichten, vor allem überliefert uns der Geograph *Ptolemaios* mehrere Ortsnamen aus den Alpen, die ganz durchsichtig keltisch sind. Wir können dies leicht feststellen, da der altkeltische Sprachschatz, der uns überliefert ist, ziemlich großen Umfang hat und außerdem in Ortsnamen des alten Galliens (Frankreich) eine fast unerschöpfliche Quelle steckt. In Osttirol müssen unmittelbar vor der römischen Besetzung zahlreiche Kelten gewesen sein (ebenso wie in benachbarten Kärnten). Dies zeigen z. B. die wenigen Namen, die uns aus erhaltenen Schriftdenkmälern bekannt sind. Maister hat („Ostt. Hbl.“ 1927, S. 35) einen römischen Grabstein veröffentlicht; die Namen darauf sind keltisch! Der *Velcentus* erinnert zu sehr an den Kelten *Vellius* und die *Volusia* muß eine Namensgefährtin gehabt haben, die in Nordfrankreich den keltischen Ort *Volusiacus* gegründet hat.

Meine früheren Ausführungen verbesernd, möchte ich hinzufügen, daß zwar das kärntnerische *L o f a n t* (mundartlich *Lafen*) keltisch ist und „*Weißbach*“ heißt. Aber *Lauen* bei *Lienz* wird nur in grober Verunstaltung „*Lavant*“ geschrieben; es dürfte wohl germanischer Herkunft sein, so wie *Lundenburg* (an der *Wachischen Grenze*), welches im Jahre 1056 *Lanontenburch* geschrieben wurde. Schließlich möchte ich erwähnen, daß *Defer* *eggen* besser aus dem Slavischen zu erklären ist. Denn die urkundlichen Formen aus dem 12. Jhdt. haben *Lobrik* und weisen somit auf ein sl. *dobr* „gut“ und somit auf eine fruchtbare Gegend hin.

Die Romanen (Ladiner).

Trotzdem sich nur eine dünne römische Herrschaft über das ganze Land ausbreitete, gelang es ihr doch, die Bevölkerung in der ältesten Zeit zu romanisieren. Aber wurde schon in diesen Län-

dem hauptsächlich ein Bauernlatein verbreitet, so wurde dieses Latein obendrein im Munde der Einheimischen stark umgestaltet. Die ladinischen Mundarten haben daher eine ganz andere Entwicklung als das Stalienische eingeschlagen. Es ist also — außerpolitisch — ungefährlich, romanische Namen im Osttirol festzustellen; denn solche sind bis an die Donau zu finden.

Ich legte mir in der von Maister besprochenen Abhandlungen die Frage vor: wie weit erstreckte sich im nördlichen Osttirol die ladinische Siedlung? Und da ergab sich eine Diskrepanz zwischen Maister und mir bezüglich des Matkreier Tauernales. Ich glaube, darf wenn auch zögernd wenigstens einige Spuren von ladinischen Namen feststellen zu können. Es sind dies die Katal-albe und das Filtragenkees; ich gebe zu, daß der Beweis auf sehr schwachen Füßen steht, zumal ich nicht imstande bin, die beiden Namen zu erklären. Aber so ganz ausgeschlossen, wie Maister glaubt, ist diese Möglichkeit nicht; denn es würde der Felbertauern schon zur Römerzeit als Uebergang benutzt, wie römische Ueberreste an seinem Nordfuß zeigen (in Felben im Pinzgau). Auch für das Firgental sind die Beweise sehr mager. Wohl scheint Firgen selbst vorlavisch zu sein (urkundlich Firggen), ebenso der — mir nur aus der Karte bekannte — Flurname Gotschuan (bei Obermauern), schließlich das Umballal (auf alten Karten Omall). Auch der Name von Obermauern scheint auf ehemalige Reste einer festen Anlage hinzuweisen, welche in jener allen Zeit nur Römerbauten sein kann. Aber ich gebe gerne zu, daß dies ein mageres Ergebnis ist.

Die Slawen.

Slawische Stämme sind zuerst am Unterkause der Donau seit 527 nachweisbar. Im Jahre 595 stehen Slawen bereits im Kampfe mit Bayern, da sie vorzogen, ins Pustertal einzudringen. Das letztere mißlang, wie vor allem die Ortsnamen zeigen. In den Tälern von Burg und Filgratten ist kein slawischer Name zu finden. Im Drautal ist Aßling (=Aß) der letzte, wenn er nicht schon altbairisch ist! Dafür war das Iseltal (mit den Seitentälern) lange von ihnen besetzt und auch im Kalsertal waren sie einstmalig anfällig. Nur sind Maister und ich bezüglich der Art, wie sich Ladinier und Slawen im (oberen) Kalsertal auseinandersetzen, nicht einig. Maister glaubt, vor allen den Tals hintergrund für die Slawen reservieren zu müssen, weil die Keesnamen bei Kals durchweg slawisch sind; ich hingegen halte dies für einen Zufall und trete für eine völlige Durchdringung ein, bei

der die Slawen schließlich sogar noch romanisiert wurden. Denn Falwin des ist ladinisch und heißt „Tal der Wälden“, d. h. die Ladinier von Kals waren gegenüber den Slawen die namengebenden Herren. Doch vielleicht ist dies zu hypothetisch; ich möchte daher das Hauptgewicht auf die Verteilung der Namen im Dorfertal legen.

Am Westhang finden wir zahlreiche ladinische Namen, vor allem Bergnamen aus lad. cornu „Horn“. Wir haben eine Horn-albe, einen Gurner, einen Gantogkogel (urkundlich: Gornax, das aus cornacium entstanden ist), schließlich die Granatspizke (urkundlich: Granall-kofel, wohl verschrieben für „Gornatt“, aus cornotum) und andere mehr. An slawischen Namen finden wir jedesmal von ladinischen umgeben — nur:

Graddöß (zu sl. gradec „kleine Befestigung“; romanischer Endbetonung?)

Gaminik (zu sl. kamenjica „Steinberg“).

Muntanik (zu lad. muntana „Berg“; mit slawischer Endung).

Früher hielt ich auch Palberg für slaw.; inzwischen erwartet sich dieser Name aus dem Hausnamen Pal (Paal).

Im Talboden selbst haben wir nur die Fruschnikeben und die Daberklamm. Letztere zählt nicht, weil Daber bereits ein Gattungswort geworden ist, das auch in Kärnten verbreitet ist. Es ist Lehnwort aus slow. daber „Klamme“.

Am Osthang sind die slawischen Namen etwas zahlreicher. Aber wir müssen feststellen, daß sämtliche nichtdeutschen Bergnamen an der äußersten Grenze ladinisch sind:

Madelzkopf (zu lad. metelles „Schöberlein“).

Romarisswand (zu lad. rio marich „Mühlbad“).

Gramul (Bedeutung?).

Fischenglköpfe (zu lad. cingulum „Pferd“).

Figerhorn (zu lad. viens „Dorf“).

Von diesen Spitzen sind die Kees umrahmt, die allerdings slawische Namen haben. Aber sie sind immer nur Einprägsel; denn auch die (nicht deutschen) Namen der Scharfen und der Fluren ringum sind romanisch. So finden wir z. B.:

Fjortisch-scharle (lad. furca „Gabel“).

Brazale (lad. bruciale „Dornland“).

Schaloh (lad. scalacia „hohe Stiege“).

Larwaras (lad. luparies „Wolfsgruben“).

Ich habe behauptet, daß es ein Zufall ist, wenn die Keesnamen durchwegs slawisch sind. Ich glaube dies noch mit anderen Gründen erhärten zu können. Denn das Laperwikkes haben sicher erst Deutsche nach der Flur Laperwik benannt; denn diese ist von einem sl. Pflanzennamen gebildet, was für ein Kees nicht paßt. Dasselbe gilt für das Fruschnikkes. Es wurde ebenfalls nach einer Flur, Fruschnikeben, benannt, da auch dieses Wort von einem sl. Pflanzennamen stammt. Beim Teifchnichtal und -kees wäre eine auch ursprünglich slawische Benennung möglich. Aber schon beim Rödnikkes scheint es mir wahrscheinli-

*) Korrekturnote. Herr Koop. Maister schreibt mir: „Begraten spricht der Jeltaler wie Bräger(aten, mit dem Ton auf der ersten Silbe! Das a ist fast nicht hörbar.“ Die Schreibung mit t ist daher gänzlich abwegig; Die Aussprache mit t statt mit b findet nun keine Erklärung in der Silbenerklärung, die durch das Verschwinden des a hervorgerufen wird.

cher zu sein, daß es von Deutschen nach dem Tal benannt worden ist. Denn hinter diesem Worte steckt ein slav. Personennamen, ein Besitzname, wobei ich weniger an Ehot denke, als an den Berufsnamen der Choden („Wächter“). Die verbreitete Meinung, daß es zu slow. kot= „Winkel“ gehöre, ist falsch; denn dieser Stamm ergibt z. B., vor dem 11. Jhd. übernommen, ein Gontschach (in Deferegggen).

Zeitbestimmungen durch das lautliche Aussehen der Namen.

Es ist bekannt, daß jede Sprache im Laufe der Zeit lautliche Veränderungen durchmacht. Da wir den Zeitpunkt dieser Veränderungen kennen, so vermögen wir zum Mindesten das Jahrhundert zu bestimmen, in dem ein Name übernommen wurde. Ein Beispiel möge dies erläutern. Den Name Tschadin (bei Kals) kann man verlässlich von latein. catinus „Kessel“ ableiten. Aus dem anlautenden Tschad- ersehen wir, daß dieses Wort den latinischen Wandel von Ca zu Tschad noch mitgemacht hat, daß es also um diese Zeit noch im latinischen Munde war. Diese Zeit können wir mit anderen Mitteln bestimmen, es ist ungefähr das 9. Jhd. An diesem Worte ersehen wir jedoch noch ein zweites! Es hat in der Schlussilbe ein langes i; nun wissen wir, daß mittelhochdeutsches langes i später zu ei wurde (vgl. lite und Leite(n)) u. zw. ungefähr um 1200. Tschadin hat diesen Wandel nicht mitgemacht, mußte daher von den Deutschen später, also nach 1200, übernommen worden sein. Eine solche Chronologie ist recht interessant (so weit eben Jahreszahlen überhaupt zu fesseln vermögen). Denn es kann niemandem gleichgültig bleiben, wenn wir auf diese Weise (und durch viele Namen) feststellen können, daß das Lienzerbecken viel länger deutsch ist, als etwa die Sudeten.

Maister scheint nicht recht an diese Möglichkeiten zu glauben, zum Mindesten vermeint er, mir einige Schlampereien nachweisen zu können. Da es sich hier um die Grundfesten der Ortsnamenforschung handelt, muß ich diesen Punkt doch etwas genauer explizieren; denn ich vermute, Maister hat mich mißverstanden.

Ich habe soeben vom latinischen Lautwandel von ca zu tschad gesprochen; er fällt ins 9. Jahrhundert. Wenn wir daher um Lienz Gamp finden, (statt Tschamp bei Kals), so hat es eben im 9. Jhd. bei Lienz keine Ladinier mehr gegeben! Nun meint Maister, dieser Lautwandel bei Tschamp (Kals) besage nichts, daselbst gebe es nämlich die Zimarof, die deutlich auf cima hinweise und somit „Kotzpiß“ heiße, aber den genannten Lautwandel nicht mitgemacht habe!

Mit Verlaub! Es hat ihn nicht mitgemacht, weil es ihn nicht mitmachen konnte. Denn wie kann das Wort cima den Lautwandel des ca zu tschad mitmachen, wenn es diese Lautgruppe gar nicht enthält? Zur Erläuterung möchte ich auf ein ähnliches Beispiel aus dem Lateinischen hinweisen; die-

ses hat vom 1. Jhd. unserer Zeitrechnung jenes als ts ausgesprochen lassen, das vor einem e oder i stand. Wir sprechen daher einen bekannten Eigennamen als Zigero aus, obwohl er zur Zeit Ciceros Kikero gesprochen wurde. Diesen Lautwandel machte z. B. die Silbe ca nicht mit. Wir stimmen daher noch heute einen Cantus an (cantus!).

Noch in einem Falle will Maister meinen lautgefehligen Künsten nicht über den Weg trauen. Ich leitete nämlich Gorigen von sl. gorica „Berglein, Bichl“ ab, und bemerkte zu Görttschach: zu gorica; gorica „Bei den Leuten am Bergl.“ Der aufmerksame Leser wird bemerken, daß ich da einen deutlichen Unterschied mache; im zweiten Falle handelt es sich um eine sogenannte Weiterbildung, etwa so wie aus dem Worte Berg ein Gebirgler werden kann. Es können daher sehr wohl aus dem gleichen Stamme verschiedene Wörter entstehen. Doch gebe ich zu, daß ich mich viel zu knapp ausgedrückt habe, und werde daher Maisters Frage, wie es möglich sei, daß zwei verschiedene Ortsnamen auf dasselbe Grundwort zurückgehen können, ausführlich beantworten; dies um so lieber, als ich bei der Gelegenheit auch noch einige andere Merkwürdigkeiten einer Lösung zuführen kann. Wird eine Hube als Ortsname verwendet, so heißt jene Gegend „in der Huben“; ähnlich sind Innischen, Serzen usw. aufzufassen. Nach diesen Mustern bekam auch das alte Dobrik die Endung -en, und so entstand das heilige Def(e)reggen; ebenso wurde aus grad („Befestigung, Burg“) ein Graden (tal) bei Heiligenblut. Pregratten zeigt eine nicht recht erklärliche Verschärfung durch tt-, aber dies kann nach dem Muster von Filgratten eingetreten sein. Und so noch viele Beispiele. Damit wäre die Endung erklärt.

Nun finden wir z. B. eine Salizenklamm, früher Salizen geschrieben, das zu deutlich auf galica „kalte Erde“ hinweist. Die Verkürzung der ersten unbetonten Silbe ist so zu verstehen, wie kressen, das aus ver-essen entstanden ist. Demnach ist Gorigen aus gorica „Bichl“ unmittelbar abzuleiten.

Ein anderer Weg führt zur Form Görttschach. Wenn gora „Bergwald“ heißt, dann sind die gorjane die „Leute beim Bergwald“. Fragt man einen von diesen Leuten, wo er wohne, so gibt er zur Antwort: „Bei den Leuten vom Bergwald“; dies heißt aber auf

*) Korrekturnote. Herr Koop. Maister war so freundlich, mich auf die älteste urkundliche Schreibung von Firgen aufmerksam zu machen: Sigmarus plebanus de Birge, d. i. der nichtadelige Sigmar aus Firgen. Zur Rechtschreibung sei folgendes bemerkt: im Mittelhochdeutschen schrieb man vltz, das heute Firzt lautet (und so noch zahlreiche Beispiele). Daher wähle ich die historisch und sachlich richtige Schreibung Firgen (mit F statt mit V); dadurch soll vermieden werden, daß die Städte den Namen zu dem entfehligen „Wirgen“ verwelken. Betreffs der romanischen Siedlung im Firgertal verweist mich Herr Koop. Maister auf die Grabersunde im Obermaurer Friedhof (römisch, nachchristlich) und auf Einzelsunde bei Rabenstein und Mitteldorf.

slow. gorjah, woraus bei früher Uebnahme das wohlbekannte Görtsch werden mußte. -- Wie mißfen sich nun die Leute ausdrücken, die von einem wirtschaflichen Döchl (=gorica) stammen? Die Leute selbst heißen dann offenbar die gorica-jane, woraus schon im Slowenischen goritschane wird. Und nun erwarten wir nach dem Muster von Görtsch, daß der Name des Ortes jener „Böcher“ goritschah heißen, woraus -- leicht verständlich -- unser Görtschach geworden ist. Nach diesem Muster sind die meisten slowenischen Namen auf -schach zu verstehen. So z. B. Sedlnsch, das auf einem Sattel zwischen Matrei und Sirgen liegt; es ist von sl. sedlo „Sattel“ herzuleiten und heißt demnach „Bei den Leuten auf dem Sattel“.

Will man einen Ortsnamen deuten, so muß alles zusammenstimmen, die mundartliche Aussprache, die urkundlichen Formen und das Aussehen der Ortschaft müssen die Deutung bestätigen. Dies hat Maister in dem wunderschönen Beispiel von Sannergschlöß gezeigt, wo ich jene Forderungen nicht ganz erfüllte, und schon grob in die Irre ging. Maister leitet den Namen von slow. zelzo „Eisen“ ab. Es müssen also daselbst Metalle vorkommen; dazu paßt ausgerechnet der Name Schlattenkees, der zu deutlich auf slow. zlato „Gold“ hinweist; zlato wäre dann eine Gegend, in der Gold zu finden ist*).

*) Laut brieflicher Mitteilung des Herrn Koop. Maister dürfte dann auch der Ort Schlatten (geschrieben „Schlatten“) auf Gold hinweisen.

Bei der Deutung von Ortsnamen ist noch eine Schwierigkeit zu bedenken: die Namen ändern sich im Laufe der Zeit. Dies vermag Maister pessimistisch zu stimmen. Aber ich glaube, so wie man auch auf steilem Eis nicht zu rutschen braucht, wenn man Steigeisen anzieht, ebenso wird man auch diese Schwierigkeiten mit ausreichenden sprachlichen und sachlichen Kenntnissen bewältigen. Zwar sind die Karten ganz unzuverlässig, aber dafür verlaufen die lautlichen Entwicklungen sehr gesetzmäßig, auch die Uebnahmen von einer Sprache in die andere erfolgen nach festen Regeln. Natürlich gibt es Ausnahmen, wenn nämlich andere Faktoren die Lautgesetze zu überwinden im Stande sind. Aber auch diese Faktoren kennen wir meist. Ein Beispiel! Maister weist darauf hin, daß der Pöschling um 1531 noch Ladornik geheißen habe. Aber wir wissen aus zahllosen Beispielen, daß die slow. Ableitungssilbe --nik gerne durch die ähnliche und geläufigere deutsche Silbe --ling ersetzt wird. Vgl. etwa Arling („Pflugchar“), das ein Lehnwort aus dem slow. oralnik ist. Doch darüber vielleicht ein andermal mehr.

Zum Schluß muß ich noch Herrn Koop. Karl Maister meinen herzlichsten Dank -- für freundliche briefliche Auskunft zu mehreren Fragen -- abstatten. Möge seine außerordentliche Kenntnis der Ortschaften und Urkunden den Ortsnamenforschern auch weiterhin zur Verfügung stehen.

--:--

Der Hochgasser (2922 m), ein vergessener Ausichtsberg.

Von Dr. U. Stols, München.

Je höher der Berg, um so schöner die Aussicht -- eine zwar allgemeine, aber grundsätzliche Ansicht. Beispiel: der Großglockner. Von ihm sieht man ja so unermesslich weit. Deshalb muß man ja auch oben gewesen sein. Jahrzehntlang haben Bergsteiger und Gelehrte darüber gestritten, ob man von seinem Gipfel die Adria sehen könnte. Ähnlich ist es mit dem Benediger: der Blick reicht von der bairischen Hochebene bis zu den Julischen Alpen, vom Dachstein bis zur Zugspitze.

Wer auf Glockner und Benediger war, weiß, wie klein die Bergwelt ringsum ist, wie unanschaulich auch sonst gar eindrucksvolle Berge von dort oben sich auswirken.

Vor Jahren zogen wir einmal zu dreien aus, um den Glockner zu besteigen. -- Wir kamen über die Granatspitzscharte: da stand der Berg unerwarteter Wirtliche über den Reesfeldern, unsagbar schön, Wolken zogen über ihn hin, hüllten ihn ein und gaben ihn frei in frohem Spiel. -- Wir kamen nach Kals -- ein furchtbares Unwetter war Tags vorher über den Tauernkamm hinweggezogen -- und gingen im Abenddämmerung nach über den stillen Friedhof: da flackerlen zwei Kerzen in der kleinen Kapelle hinter der Kirche zu Seiten eines

dunklen, kahlen Sarges. Innen einer, den der Blitz erschlagen, droben am Glocknerkreuz. --

Am diesem Abend sprach keiner von uns mehr vom Aufstieg zur Stüdhütte. --

Drückend heiß brütete am nächsten Vormittag die Sonne über den obersten Hängen im Pöschthal, an denen wir uns hinaufküllten, dem Bösen Weißbese zu. Im Westen zogen finstere, drohende Wolken auf. Knapp unterm Gipfel holten sie uns ein -- Blitz und Donnereschlag -- die Pöschel begannen zu singen. -- In der alten Schäferhütte am Pöschladwühl saßen wir das Aergste vorübergehn. Drilben um den Glockner branter die Nebel, plattige, schwarze Felsen triefen vor Nässe. Immer noch im strömenden Regen zogen wir durchs Reitertal hinaus nach Heiligenblut.

Zwei Tage später leuchtete der Himmel wieder strahlend blau über dem alten Bergdorf, über neulichtneerüberzuckerten Bergen. Wir wanderten hinauf zum Glocknerhaus, es war der vorletzte Urlaubstag. Droben lagen wir in der Almwiefe, schauten durchs Glas hinüber zum Hofmannskees und hinauf zum leuchtenden Glocknergipfel. Witzige Pöschelchen bewegten sich dort, die Menschen waren. Und wir begannen zu zählen: da drei, da einer und da zwei --

zehn, zwanzig, dreißig — genug. Wir warfen unsere Säcke über und brachen auf — der Pfandlscharte entgegen. Den Glockner hatten wir nicht „in der Tasche“, aber wir wußten — und das ist eine Erkenntnis, die allgemeine Gültigkeit hat — daß die Kraft und Schönheit eines hohen Berges nicht nur dann erlebt wird, wenn man ihn ersteigt oder auf seinem Gipfel steht.

Die Gipfel unter der 3.000 m-Grenze sind in den Hohen Tauern sozusagen nicht „gesellschaftsfähig“. Und doch bieten gerade manche von ihnen unvergleichlich mehr, als man gemeinhin von ihnen annimmt. Zum ersten sind sie einsam. Auf diesen selten besuchten Hochwarten sind wir fast stets allein mit uns und der weiten Welt ringsum. Und zweitens erkennen und erschauen wir von ihnen aus die hohen und höchsten Berge in Nähe und Ferne wirklich als das, was sie sind, als eigenmächtige, gewaltig thronende Allbeherrscher.

So ein Berg ist unser Hochgasser. Nahe östlich des alten Tauernüberganges, des Felbertauern, gelegen, bildet er den Eck- und Wendepunkt des Hauptkammes, wo dieser sich über der tiefen Furche des Amertales aus seiner westlichen in eine mehr südöstliche Richtung wendet. Der Berg, dessen älterer Name Grauhogel ist, besteht aus einem einzigen, aus ungezählten aufeinandergetürmten Gneisplatten aufgetrauten Trümmerhaufen, zu dessen höchsten Punkt drei Grate führen. Der eine, größtenteils unschwer begehbar, verbindet ihn mit dem nordwärts aufragenden Hörndl oder Hohen Firlager, der zweite, südliche, nicht unschwierige, verläuft gegen die verwitterten Zacken der Bärenköpfe, während der dritte, schwach ausgeprägte Gratrücken, der sog. Hohe Sattel, unmittelbar am alten Tauernübergang (dem Ganzertauern) östlich des Weinbühels beginnt. Eine alte blaue Markierung zweigt dort vom St. Pöltener Ostweg ab und führt über die wackligen, aber harmlosen Plattenlagen in weniger als 1½ Std. (2 Std. von der St. Pöltener-Mitte) zum Steinnann des Gipfels.

Am einem der unvergleichlich schönsten Augusttage des Jahres 1932 saßen wir beglückten Sinnes dort oben — es war ein sehr bekannter und sehr geneuer Kenner des Östtiroler Landes dabei, dessen Wissen und Erkenntnis gleichwohl bis zu diesem Tage nicht durch das Vorhandensein dieses unseres prachtvollen Ausichtsberges beschwert war — und genossen in vollen Zügen die große, unvergleichlich schöne Tauernlandschaft, die um uns glanzvoll und vielgestaltig sich ausbaute. Es wäre ein müßiges und den lieben Leser langweilendes Bögimmen, wollte ich all' die Gipfel aufzählen, die, niedriger und höher, ferner und näher von da oben sichtbar sind. Nur der zwei, wohl jedem zunächst auffallenden Berggestalten möchte ich hier gedenken, die sich in ganz prachtvoller, ganz eigenartiger Schönheit zeigen, des Glockners und des Benedigers. Ueber der obersten, eis- und firngerandeten Talstufe der Amertaler Ded, auf der, eingelassen in den goldbraunen Felsbord der fast kreisrunde, mil-

chgrüne Artertatersee liegt, einem alten, leicht erblindeten Edelstein ähnlich — hebt über rostbraun und dunkel gestriemten, hinglänzenden Stufen sich der Glockner, ein blaues, nach Süden gebogenes Horn, zauberhaft licht und leicht im Gegenlicht des frühen Morgens. Seine scheinbar schwerelose Gestalt ist auf eine seltsame Weise ein Teil des Himmels und ein Teil der Erde, die in vielfältigem Bogen sich forttrudelt am helleuchtenden Rand des Firmamentes. Ueber Zacken und Gipfel, dunkle und helle, sanfte und schroffe, bis zum weißen hochaufgeschichteten Wogenberg des Benedigers im Westen, dem andern großen Schaustück dieses Gipfelblickes. Wie da aus dem grünantenen Matten des Gschlößler Talgrundes die silberglänzenden Gefilde des weiten Schlabenkeeses sich aufbäumen zu fast zierlichem Spigenwerk, hinein in die unendliche Stimmelsbüche — das ist unvergeßlich schön.

Uns ward zu alledem noch ein eigenes, gar seltenes Erlebnis. Ueber uns im tiefdunklen Blau waren mit einennal zwei prachtvolle Steinadler erschienen, die mit weitgespannten, fast unbeweglichen Schwingen ihre Kreise zogen. Erst so nah, daß man jede ihrer rostfarbenen, hellen Flügeladern erkennen konnte, dann höher und höher sich schraubend, kleiner und kleiner werdend, lautlos, von unsichtbaren Kräften getragen, entschwandten die königlichen Vögel unseren Augen.

Wir wissen nicht, mer der erste Besucher des Hochgassergipfels war. Sicher ist er schon frühzeitig von Hirten der Ganzer- oder Wohlgenuthsalmen bestiegen worden; von dem grünen, edelweißreichen Vorbuchel des Meßling sahen sie den grauen Dom des Berges verlockend vor ihnen aufsteigen. Ihr Weg ging wohl wie der noch heute übliche über den Westrücken oder durch die Südwestflanke. Vielleicht war der erste „Lurist“ jener seltsame, fast zur Sagen gestalt gewordene Alleingänger, Pater Corbinius Steinberger, der am 1. September des Jahres 1861 in einer 19stündigen Gewaltfahrt von Zochberg bei Kitzbühel über den Pass Thurn, Mitterfill und den Felber-Tauern zum Matrietertauernhaus wanderte. Von der Tauernhöhe aus (wahrscheinlich dem alten Tauern) machte er einen „drei Stunden dauernden Absteher auf einen Schneekopf“, den er selbst als fraglich mit „Bärenkopf“ bezeichnete. Man hat den Beweis zu führen versucht, daß es sich bei dieser Besteigung nur um das Hörndl (Huber Firlager) gehandelt haben kann (Dr. W. Brandenstein in den Nachrichten der Sektion St. Pölten 1930), da dieser Gipfel tatsächlich die alle Bezeichnung Bärenkopf trägt. Nach Lage der Dinge und einem leicht möglichen Irrtum Steinbergers vorausgesetzt, kann dieser „Schneekopf“ (Neuschnee?) gerade sowohl der Hochgasser gewesen sein, der dem einfinnen Bergsteiger näher und bequemer zu erreichen war, als das weit nördlich abgelegene Hörndl.

Wer den Weg vom Hochgassergipfel nach Süden nimmt (es ist dies zugleich der schönste und beste Anstiegsweg vom Matrietertauernhaus), der

gelaugt in ziemlich gerader Linie, auf zusammenhängenden Firnschichten auch teilweise abfahrend, in kurzer Zeit hinunter zur Scharte nördlich des Mesling, von wo er, dem wieder gewonnenen St. Pölten-Höhenweg folgend, in wenigen Minuten den Schwarzen See erreicht, das erste jener drei so ungleichartigen Seenaugen, an denen wir da vorüberwandern. Unter den wilden Felszinnen der Bärenköpfe hin — draußen im Süden steht nachwoll und formenschein die Pyramide des Ruffingkogels — steigen wir den roten Wegmarken nach hinunter zum Grauen See, der, selten ganz ruhig, fast immer vom Wind silberhell geschuppt, in rauhen Felsfelsen eingebettet liegt. Wieder eine paar Schritte nur bergab und wir stehen am Rand grüner Matten, die hier weit heraufgreifen zu den Trümmersfeldern am Fuß der Teufelspitze und des Taberkögels. Und da, halbhumischlossen vor den mächtigen Felsstürzen, halb hinausgeschwiegend in die sanfteren Wogen der rasigen Berghalde, liegt der sonnenhelle Grünsee im Angesicht des herrlich entfalteten Talschlusses über der Gschlöffer Enge. Und hier wird wieder der Reicht behalten, der nicht einmal eines Gipfels bedarf, um dort inmitten der Berge restlos glücklich zu sein. Wir saßen dort, am Rande des Srespiegels faul hingestreckt, im köstlichen Schlaf der Jugend, einen Hüterbuben liegen, den ich gerne geweckt und gefragt hätte, ob er auch wüßte, daß dieser Fleck Erde zu dem schönsten gehört, was es weitem in den Alpen geben kann. Doch er hätte mich sicherlich für reichlich übergeschmupp gehalten. Am Grünsee verlassen wir

den Höhenweg. Steil und schlecht zu finden ist der letzte Abstieg hinunter zum Tauernhaus. Es tät einer ein gutes Werk, hier einmal mit Farbstoff und Pinsel nach dem Rechten zu sehen.

Ich möchte hier noch einmal ganz besonders betonen, daß dieser Weg von der Pölkener-Hütte über den Weinbichl, den Ganzer-Tauern und vorbei an den 3 Seen auch ohne die Mitnahme des Hochgassergipfels in der einen oder anderen Richtung, im Ab- oder Aufstieg, eine Genusssahrt ersten Ranges bedeutet, die von jedem, der dem normalen Tauernübergang gewachsen ist, ausgeführt werden kann. An reizvoller Abwechslung, an Schönheit der Eindrücke ist er nicht zu vergleichen mit dem üblichen Weg über das Zirnkrenz. Man wundert sich nur, daß dieser einzigartige Weg bis heute fast unbekannt geblieben ist. (Markierung von der Hütte bis zum letzten der 3 Seen!)

Der Hochgasser selbst scheint immerhin — es ist die alte Geschichte vom Propheten — nur noch in seinem Heimatland und von den meisten Osttirolern vollständig übersehen zu sein.

Ganz unbekannt steht heute der Hochgasser nur noch in seinem Heimatland und den meisten Osttirolern zu sein. Andere haben in ihm einen idealen Skiberg entdeckt, dessen keine Abfahrt zur St. Pölkener-Hütte wohl ihresgleichen suchen mag. Seinen Wert als Aussichtswarte glaube ich im Vorausgehenden genugsam gewürdigt zu haben. Geht hin und schaut — ob ihr Sommers oder zur Winterszeit kommt, es wird euch nicht gereuen.

Heiteres aus Matri i. O.

Kindliche Mißverständnisse.

Die Donginussen Kati ist gestorben und die Mutter nimmt den kleinen, noch nicht schulpflichtigen Karl mit, um, wie es Brauch ist, an der aufgebahrten Leiche zu beten. Lange starrt der Kleine nachdenklich auf die Ebenlängkerze, die in Kreuzform auf dem Sarge liegt. Auf dem Heimwege bricht er das Schweigen und fragt: „Mamma, sein fell die Darni gewesen?“

Im Markt hat der Tod eine Mutter von einer Schar kleiner Kinder plötzlich weggeholt. Die Nachbarin kommt und „barm!“ *) in Anwesenheit der Kleinen, daß die armen Kinder so früh die Mutter verlieren mußten und schließt endlich tröstend, auf die kleine Schar sehend: „Aber jetzt wird sie wohl im Himmel sein, die Haut.“ „Lei die Haut?“ fragt erstaunt eines der Bublein.

Humor auf der Alm.

In der Mitteldorfer Badlalm kehren wir ein. Da kommt abends ein Trupp jugendlicher Burschen

so im Alter von 15—17 Jahren daher. Am Herdfeuer ist bald ein Gespräch im Gange und so erfahren wir, daß es die Galthirten sind, die hoch oben den ganzen Tag hüten müssen und daß es dort, weil nur Galtvieh vorhanden, nicht Milch und Butter und Käse gibt. „Da wird es schwer kochen sein“, meine ich. „O, wir haben schon einen Koch“, ist die Antwort und man zeigt auf einen recht wortkargen Jungen im Winkel. Da wird meine Neugierde wach und ich frage den Koch: „Nun, was hast du denn heute mittags da oben gekocht?“ Zögernd und verlegen kommt die Antwort: „I woach es ist, i huns il gekennt.“

Auf der Zueniggalm erscheint ein behäbiges Ehepaar. Der Herr fragt gleich beim Eintritt in die Umhülle die am Herd beschäftigte Sennin: „Wie heißt denn Du?“ „Liesl“, sagt sie. Da brummt der von den Mühen des Aufstieges schlecht gelaunte Herr halbblau für sich: „Wenn eine Liesl“) heißt, hab ich schon genug.“ Aber das scharfe Ohr der Sennin hat die Worte schon erfahrt und schlagfertig kommt es vom Herd zurück: „Hoacht Del Frau epper a Liesl?“

*) Der böse Volksmund behauptet: In dem Hause, wo eine Liesl ist, braucht man keinen Haushund.

*) „barmen“, soviel wie klagen, jammern.

Bergführeranekdoten.

Mein Nachbar, der Bergführer Johann Untersteiner, der als der letzte der Gebrüder Untersteiner und auch als der letzte seines Geschlechtes in Matriei i. O. vor wenig Jahren in hohem Alter gestorben ist, hat mir aus seinem Bergführerleben viel Ernstes und auch Heiteres erzählt. Er war schon mit seinem Bruder Andre, der im Juli 1890 am Dorferkees in eine Gletscherspalte fiel und erst im September 1903 aufgefunden wurde, Bergführer, da die Alpinistik hauptsachlich noch in Kinderschuhen stak. Eine Ausbildung der Bergführer gab es damals noch nicht. Die Ausrüstung war unzulänglich. Es gab keinen Eispickel, keinen Rucksack. Proviant und die Sachen der Bergsteiger trugen die Bergführer in Ruckkörben mit. Unterkunftshütten standen nur wenige und diese waren nicht bewirtschaftet. Der Bergführer mußte gewöhnlich auch für die Bergsteiger kochen.

Einst führte Johann Untersteiner eine Dams und einen Herrn auf den Großvenediger. Oben angekommen, klagte Untersteiner, daß der Ruckkorb so schwer sei. „Muß doch mal gucken“, meinte der Herr, „was meine Frau alles eingepackt hat“ und untersuchte den Inhalt des Korbes. Da kam nun allerlei unnötiger Kram zum Vorschein und zuletzt noch ein Bügeleisen mit dem dazu gehörigen Stahl. Da wird wohl auch der Großvenediger über die weise weibliche Fürsorge gelacht haben.

Auf der Defreggerhütte, die damals noch nicht bewirtschaftet war, hielt mittags ein Bergführer aus Prägeraten mit seinem Herrn Rast. Der Führer kochte einen Schmarren und als dieser fertig war, suchte er für den Herrn überall einen Löffel. Endlich fand er in einem Winkel einen recht schmutzigen. Ohne viel Umstände spuckt der Führer kräftig auf den Löffel, wischt ihn mit seiner in Bezug auf Reinlichkeit nicht ganz einwandfreien Hand ab und reicht ihn dem Herrn mit den Worten: „So, Herr, jetzt laßt's.“

Der Bergführer N. führte einen Herrn über den Gletscher. Abends vorher hatte der Führer etwas recht schwer Verdauliches genossen und was der hinter ihm gehende Herr zu riechen bekam, waren nicht gerade Rosendüfte. Unmutig fragte der Herr: „Was riecht denn da so übel?“ „Der Gletscher“, war des Führers lakonische Antwort.

• • •

Zur Trachtenkunde.

Im Jest 34 1932 hat H. H. Koop, Karl Maister in seinen interessanten und richtigen Ausführungen über die heimischen alten Trachten auch die Matriei-Tracht gestreift und der Verwertung Ausdruck gegeben, in der Tracht unserer Vorfahren habe nie eine völlige Uniformierung bestanden. Was nun die Matriei Schützen und Musik betrifft, kann gesagt werden, daß vor 60 Jahren gerade die feidenen Hatstücheln, von dunkelbraunem Grund mit dezent abstechenden roten Zieraten und Fransen, gänzlich uniform waren. Als vor zirka 50 Jahren dann und wann ein andersfarbiges auftauchte, murrten die alten Graubärte über diese Verunstaltung der Kampagnie. Heute sind diese Tücheln leider schon stark in den Hintergrund gedrängt. Schade! Die Alten bekritlehn auch, die Schützen seien nicht mehr so schön, seit die Hafelschuhle (bis zum Knöchel reichende, leichtere Feiertags-Schuhle) aufgekommene seien. Tatsächlich trug schon damals der prächtvolle Fähnrich Thomas Stocker als einziger noch die niederen, ausgeschnittenen Schuhle. Bei den Matriei Schützen gibt es noch Rökke aus der Zeit, wo sie noch Gebrauchsgewand waren, daher ihre lobliche -- man möchte sagen Egger'sche -- Unwüchsigkeit. Mit den Hüten ist es das gleiche, nur daß diese zumeist Weiberhüte sind, weil die Frauen und Dirndlen dieselben länger im Gebrauch halten, als die Männer. Sie standen den Weiberleuten auch besser als die heutigen Plattel-Teller mit den gehaukten Schleifen. Bemerkenswert ist, daß vor 50, 60 Jahren bei den damals noch üblichen großen Bauernhochzeiten mit großer Auffahrt der Hochzeitsgäste, die dann in einem großen Zuge zur Kirche gingen, an der Spitze des Zuges die beiden Gespanne des Bräutigams, junge, ledige Männer, welche fortwährend aus Pistolen schossen und suchten, es auch zwei Radelträger mit Opferwein gab. Diese Radelträger, Verwandte oder Nachbarn der Brautleute, trugen stets dunkelrote Rökke -- nicht Zypen --, von denen es hieß, sie seien die Ueberbleibsel der ganz alten Matriei Tracht. Wenn ich nicht irre, ist es dem Bildhauer Virgil Rainer, der Matriei ist, nicht mehr gelungen, beide, sondern nur mehr einen aufzutreiben, als er daranging, die Figuren für das Volkskundemuseum in Innsbruck aus ganz Tirol in Nationaltracht aufzustellen. Zu erwähnen ist, daß in Virgen und Prägeraten die gleiche Tracht wie in Matriei bestanden hat. Dort heißen die Mädchen nicht Diandlin, sondern „Landlan“. Die „Mitsche“ beginnt erst in Huben im Iseltale. J. B.

Heimatkundliche Literatur und Kunst.

Tiroler Heimatblätter.

Monatshefte für Geschichte, Natur- und Volkskunde. Herausgegeben vom Verein für Heimatschutz in Tirol. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck. Bezugspreis halbjährlich S 6.—

Der Schlern.

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde. Herausgeber und Schriftleiter Franz Junger, Bozen, Verlag Vogelweider, Bozen. Reich illustriert und sehr gut ausgestattet.

Deutsche Gauen.

Verlag Deutsche Gauen, Kaufbeuren, bringt eine reiche Auswahl von allgemein gehaltenen Aufsätzen über Geschichte und Kultur der deutschen Stämme und Landschaften.

Das Marienglöckl von Leisach.

Eine Glockengiessergeschichte aus Osttirol von Franz Wilmer-Bedlt.

Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer, Wien. 1932. 137 Seiten. Ganzleinen geb. 4 Schilling.

Der Ort der Handlung ist in dieser Osttiroler Novelle das kleine, nette Dörfchen Leisach in den Jahren des 17. Jahrhunderts. Das Käßel, welcher Meister wohl das kleinere Sterbeglöcklein der Leisacher Kirche gegossen haben mag, bildete für die Dichterin die Anregung, in poetischer Art und Weise, aus Dichtung und Wahrheit, eine Lösung zu finden. Und wahrlich, sie hat es verstanden, wenn schon nicht eine dokumentarisch sichere, so doch in dichterischer Form eine plausible Erklärung zu geben.

So begegnen uns im Verlaufe der Erzählung markante Gestalten und Charaktere, die alle gut geschildert und scharf herausgearbeitet sind: so der unglückliche Schichtmeister der Bamntberger Erzgruben, Albrecht Perwein und sein Rivale in der Liebe zum Leben, reinen Glockengiesserkind, dem jungen Mariachen Tuskan, der wilde Herr Burggraf Johannes Andreas von Rosenberg. Als Gegenstück zur schwergeprüften Mutter Perweins ist die eitle Pflegerin von Groppenstein zu sehen. Ein lieber und guter Seelenhirte ist den Leisachern der ehrwürdige Herr Vikar Erspäner, der mit allen mitleidet und sich mitfreut.

Tragisch und doch versöhnend zugleich endet diese Ballade aus ferne Zeit: Mariachen stirbt durch die rachgütige Hand Albrecht Perweins, der sie am heißesten liebte. Der Tod, den er seinem verhassten Rivalen gelten sollte, erreicht aus Strafe nicht den Gegner, sondern das, was seinem Herzen am nächsten stand und damit auch ihn selber. Aber beiden Männern ist der Tod Mariachens der Markstein für ihr Leben; Gott zwingt beide zum Bekennen und Umkehren.

Lebendig in allen Teilen und voll Abwechslung rollt alles Geschehen der Erzählung ab. Prägnant und doch wieder bilderreich, so recht dem ländlichen Leben ist die Sprache abgelauscht, sodaß es einem ganz heimtlich berührt. Nicht im Chronikstil verfällt die Erzählung mit ihrer künstlerischen Patina der Sprache, nicht mit altertümelnder Ueberladung bewegt sie sich, sondern fein abgemessen und natürlich wie das Leben selbst.

Die Erzählung möchte ich fast angewandte Heimatkunde nennen, denn sie versucht ja neben der Unterhaltung alle Zeiten mit ihrem Geschehen in lebendiger Gestaltung in das Volk zu tragen und so das Verständnis für die Vergangenheit der eigenen Heimat zu fördern. Nicht nur für den künstlerischen Genuß danken wir unserer Dichterin, sondern auch für ihr Bemühen in letzteren Belangen. Dank gebührt auch dem Verlage Ludwig Auer-Wien für die gediegene Ausstattung des Büchleins zu so verhältnismäßig billigen Preise von Schilling 4.—.

Und die Glocke, die der stumme Glockengiesser als Säulingglocke schuf, überdauerte die Unglückszeit der Franzosenzeit voll Blut und Brand, sie tönt heute noch von Turme und die Leisacher läuten sie „allen Sterbenden zum letzten Trost, allen Abgeschiedenen zu letzter Ehr — und zu besonderem Fürspruch für die arme Seel, die heim will in die ewige Seligkeit.“
A. Beider.

Hugo Ahwanger. „Um Eßack und Eßch“. Wanderungen durch die Schönheiten des Eislandes. Verlagsanstalt Vogelweider, Bozen, 196 Seiten, mit 104 ganzseitigen Lichtbildern in Kupfertiefdruck. Preis M. 8.—

Einer der besten Kenner Südtirols führt den Wanderer im Wort und Bild vom Brenner zur Salsurner Klause, vom Reschenscheideck herunter ins Pustertal bis nach Sarnich. Er führt in die Welt der Gletscher und in die Tüme und Zinnen der Dolomiten, in das Trauben- und Obstparadies von Bozen und Meran und auf die grünen Matten und die Hochalpen des Eisack- und Pustertales. Seenaugen voll unergründlicher Tiefe äugen aus dem Bergland, wir wandern durch die Lauben der Bürgerhäuser von Bozen, mit den Prozessionen gehen wir über die Fluren und mit den Bauern auf die Felder. Ein Buch, das in Wort und Bild mit feinsten Strichen die Kultur des besetzten Gebietes zeigt. Es ist wohl das schönste Südtirolerbuch, das wir besitzen, das mit Kennerblick all das Typische in Landschaft und Volkschlag offenbart, das eine Kulturschau von seltener Reichhaltigkeit bietet und so viel des Schönen zeigt und davon erzählt, daß jeder, der es anschaut, der Verlust des Landes noch mehr schmerzt. Es ist ein kostbares deutsches Heimatbuch, das nicht genug verbreitet werden kann. Wer durch das Land wandert, der nehme es vorher in die Hand, es ist die beste Vorbereitung, die man sich denken kann. Und wer das Land kennt, der erwerbe sich dies Buch, es ist das schönste Andenken. 104 ganzseitige Lichtbilder im Kupfertiefdruck und die vornehme Ausstattung des Buches machen es zu

einem Geschenkwerk ersten Ranges, das auch erstaunlich billig ist. Das Buch sollte überall dort aufliegen, wo Fremde hinkommen. Nichts wird so eindringlich vom Deutschtum dieses Landes erzählen, wie diese Bildergalerie aus dem Land, durch das Etich und Eltsch fließen.

Dr. W. Peinlipp.

Gunther Langes-Bozen

„Die Front in Fels und Eis“.

Der Weltkrieg im Hochgebirge.

Mit einer einer Einleitung von General Kraft von Dellmensingen über 160 Seiten und 100 Silber auf Kupfertiefdrucktafeln, Fliegeraufnahmen, Stellungspanoramen und Uebersichtskarten. In schönem Leinenbände RM. 4.80.

Ein Buch, das den Osttiroler vor allem berührt, weil die darin geschilderten Geschehnisse sich ja in der Nachbarschaft abgespielt haben. Angefangen vom Heldentod Sepp Immerkoflers, bis zur Himmelfahrt des „Col di Sanguo“, dem Gletscherkrieg in der Marmolata, den Kämpfen um die Fanesseharte und „Fontana negra“ und den Patrouillengängen um den Monte Cristallo, schildert es viele der Episoden in jenem furchtbaren Kampf in den Dolomiten in einer Höhe von 2000 bis 4000 Meter, die so viele unserer Osttiroler Krieger miterlebt haben. Der Großteil des Buches ist den Kämpfen in den Sextner und Impezzaner Dolomiten gewidmet.

Dies Buch hat aber nicht nur den Kriegsteilnehmern viel in Erinnerung zu bringen, es hat der Jugend viel zu erzählen von übermenschlichen Anstrengungen im Sommer und Winter, vom Kampf gegen eine oft feindliche Natur und gegen einen Feind, der mit materieller Ueberlegenheit kämpfte. Zu einem wahren Alpenbuch wird das Werk durch die in Kupfertiefdruck hergestellten, teils unverfälschten Aufnahmen von den Stellungen in dieser Front, besonders in unserer nächsten Nachbarschaft. Für den, der jetzt in diese Gebiete wandert, ist das Buch ein glücklicher Behelf, um nach mehr denn zehn Jahren eingestellter Feindseligkeiten die Kampfestaten unserer Truppen richtig würdigen und sehen zu können, wie die Heimat verteidigt wurde. Dr. Günther Langes versteht es packend zu schildern. Für den Kriegsteilnehmer ist es ein Werk der Erinnerung an Heldenzeiten, für die Jugend ein Denkmal aus schwerer Zeit und heroischer Vaterlandsliebe.

Dr. W. Peinlipp.

Die drei Kristalle.

Bauernlegende aus dem Osttirol von Fanny Wibmer-Pedit. 80. 192 Seiten Text und zwei Holzschnitte. In Leinen M. 5.20, Verl. Josef Müller, München 13, Seledrichstr. 19.

Dies Buch atmet Erdgeruch aus dem Iseltal. In künstlerisch erschauter und mit herben Farben gemalter Landschaft vollzieht sich auf einem Bauern-

hofs eine Familientragödie voll Schicksal und Berhängnis. Die Dichterin leuchtet hinab in menschliche Tiefen und führt hinauf zu den Höhen höchster jeetischer Reinigung in harter Sühne. Dunkle Tragik lastet über der ganzen Handlung um die Kirche von Obermauern und die Rabenstein Burg. Die Stärken des Buches liegen in der wuchtigen Schilderung des Bauernlebens. Hier malt Wibmer-Pedit mit den Strichen und Farben eines Egger-Kienz. Plastisch wie aus hartem Holz geschnitten sind die Gestalten, echt und bodenständig in den Formen ihrer Leidenschaft zum Guten und zum Bösen. Hier haben Volkstypen aus Osttirol und bes. dem Bergtal ihre Verewigung gefunden. Die Sprache ist kurz, herb, aber unerhört wuchtig. Was an dem Buche so wohl tut, ist die Natürlichkeit, die alles Gekünstelte vermischen läßt. Wenngleich die Tragik dieser Bauernlegende den Leser oft hart erfaßt, so versteht es die Verfasserin doch wieder, aus dem Dunkel und der Nacht zum verklärenden Lichte zu führen. Der Verlag hat es glücklich verstanden, dem Buch auch eine entsprechende äußere Form zu geben, die den Eindruck der Herbe noch mehr vermittelt. „Die drei Kristalle“, damit meint Wibmer-Pedit drei Kristalle, die in der Obermauerner Kirche eingemauert sind; sie sind Volingefchenke von drei Menschen, deren Hoffnungen zerschellten. Trotzdem manche Stellen des Buches den Anschein zu rascher Arbeit geben, ist es doch ein Kunstwerk, dessen Natürlichkeit und Einfachheit aus dem Boden schwerer Heimaterde entstanden ist.

Dr. W. Peinlipp.

Ein Tiroler Geschlechter-Buch.

Zur Förderung und Erleichterung der Familienforschung plant Dr. Rudolf Granichsdaeden-Czerwa, Wien, I. Bez., Reichsrathstraße 5, die Herausgabe eines „Tiroler Geschlechter-Buches“, in dem nebst ca. 100 Familiengeschichten eine Uebersicht über die gesammte bisherige Tiroler Familienforschung enthalten sein wird. Diejenigen Tiroler Bauern-, Bürger- und Adelsfamilien, die im Besitze von Familiengeschichten (Chroniken) oder Stammtafeln sind, werden hiemit gebeten, dies ohne Zusendung der Familiengeschichte oder Stammtafel, dem Verfasser mittels Postkarte mitzuteilen, da es sich nur darum handelt, festzustellen, ob eine Familiengeschichte besteht und wo sie aufbewahrt wird.

Die nächste Ausgabe der

„Osttiroler Heimatblätter“

erscheint als **Doppelnummer** und behandelt den **Felbertauern**. Sie erscheint anfangs April. Es müssen daher einige Artikel mit der Veröffentlichung zuwarten.